

Not the Hero
Die Hangaia-Chroniken

von Jeremy C. Gotzler

Not the Hero

Die Hangaia - Chroniken

Impressum

© 2023 Jeremy C. Gotzler

1. Auflage

ISBN: 978-3-384-01876-2

Website: www.hangaia.de

Instagram: [@hangaia_chroniken](https://www.instagram.com/hangaia_chroniken)



Lektorat und Korrektorat:

Phantastismus - <https://phantastismus.de/>

Kartenillustration:

Lisa Reim-Benke - <https://www.lektorat-reim.de>

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

trdition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter:

Peter-Rosegger-Str. 20, 82256 Fürstenfeldbruck

Dieses Buch ist auch als E-Book und als Teil einer Buchbox erhältlich.

**Für alle,
die mir in meinen schwersten
Zeiten beigestanden haben und
halfen mein Lächeln zu bewahren.**



HIVERŃ

MARKAZ

KEVAD

TARDOR

NYÁRI



Prolog

Ein Schrei hallt über das Schlachtfeld und durch die Schneewüste, so laut, dass selbst das Eis des gigantischen Gletschers zu knacken beginnt. Erbarmungslos fliegt der rote Kugelblitz auf den silberhaarigen Mann zu. Er ist zu nah, um ausweichen zu können und der Blitz zu mächtig, um die Magie mit bloßer Hand abzuwehren. Der Zauber trifft ihn frontal und frisst sich durch Kleidung und Fleisch. Bricht die bereits angeknacksten Rippen und hinterlässt eine klaffende Wunde.

Der eisige Wind, der über die Ebene pfeift, verschluckt sämtliche Geräusche um ihn herum. Dennoch erscheint dem Mann das Tropfen seines Blutes in den Schnee als ohrenbetäubend laut.

Der Getroffene starrt ins Nichts und Taubheit bemächtigt sich seines Körpers. Er schwankt, schafft nur wenige Schritte, dann kippt er nach hinten. Fällt mit dem Rücken in den aufgewirbelten Schnee und eine blutrote Lache bildet sich unter ihm.

Seine goldenen Augen richten sich zum Himmel. Er hat versagt.



Wieder ertönt ein Schrei, durchdringend und fast ebenso schmerzhaft wie der rote Blitz selbst. Der braunhaarige Junge schreit auf und befreit sich endlich aus seiner Starre. So schnell ihn seine Beine tragen,

rennt er zu seinem verletzten Freund. Aus dem Augenwinkel nimmt er wahr, wie sich ein weiterer Kugelblitz zwischen den Händen des Angreifers formt und ein Knistern von sich gibt. Wie er sich im Eis des Gletschers spiegelt und unheimliche Lichtreflexe auf die Umgebung wirft.

Außer ihm scheint es jedoch keiner mehr wahrzunehmen. Sie haben sich zu weit vom ursprünglichen Schlachtfeld entfernt. Vielleicht sind die Männer und Frauen auch einfach zu gefangen von den Kämpfen, den Schmerzen und den unzähligen Verlusten. Ein Toter mehr oder weniger ist längst ohne jede Bedeutung. Selbst dann, wenn es sich bei dem Sterbenden um ihren Prinzen handelt; den Mann, für den sie in den Krieg gezogen sind.

Unbeirrt stürmt der Junge weiter und schlittert auf seinen Knien an den Silberhaarigen heran. Ignoriert die blutigen Wunden, die er sich dabei zuzieht. Ohne die eigenen Schmerzen wahrzunehmen, berührt er den Mann sanft an der Schulter. Er weiß, dass er ihm nicht helfen kann, nicht dieses Mal.

Das Knistern des Kugelblitzes verwandelt sich in ein Knacken, und schließlich hebt der Junge seinen Blick, um dem roten Tod entgegenzublicken, der sich gerade von den Fingern des Angreifers löst. Dennoch bleibt sein Blick an dem Mann haften, der für so unermesslich viel Leid verantwortlich ist.

Das tödliche Licht kommt unaufhaltsam auf ihn zu. Diesmal wird ihn niemand retten. Niemand wird mehr für ihn sterben, er würde es auch nicht zulassen. Tränen benetzen seine Wangen. Dennoch würde er alles nochmal genauso machen. Mit seinem Freund zu reisen und für dessen Heimat zu kämpfen. Er bereut nichts davon.

Sein Blick senkt sich und trifft auf die goldenen Augen, die den Anfang von allem markieren. Der Silberhaarige versucht zu sprechen und bewegt seine von Blut verschmierten Lippen, allerdings entweicht ihm dabei nur ein Krächzen, ehe seine Stimme versagt. Doch der Junge würde seine Worte nun ohnehin nicht mehr hören. Ein letztes Lächeln

schleicht sich auf seine Lippen, bevor das unerbittliche Schicksal seinen Tribut fordert. Beide werden von dem unnatürlichen Rot eingehüllt. Erbarmungslos schlägt der Blitz in die Brust des Jungen ein.

Schmerz und Licht explodieren in einer disharmonischen Symphonie. Der Wind trägt das zerstörerische Duett aus seinen Schmerzensschreien und dem boshaften Lachen des Angreifers über das weite Schneefeld. Das Geräusch brechender Knochen und reißendem Fleisch hallt von dem Eis wider. Es lässt den Gletscher bedrohlich knarren und ächzen, bis der Wall schließlich durch die unheilvollen Laute förmlich in die Luft gesprengt wird. Eisbrocken stürzen auf den Boden und lassen ihn erbeben.

Das Ende der Welt bricht auf.



KAPITEL 1

Aller Anfang

Geräuschvolle Schritte nähern sich der Treppe zum ersten Stock. Obwohl Sam bereits seit einer ganzen Weile wach ist, liegt er noch unter seiner Decke und starrt an die Wand. Wenn er nicht bald aufsteht, wird er definitiv zu spät zur Schule kommen. Trotzdem wartet er. Seine Mutter ist schließlich schon auf dem Weg, um ihn aus dem Bett zu scheuchen – wie jeden Morgen.

Während er ihren Schritten auf der Treppe lauscht, ertappt er sich bei dem Wunsch, sie würde ihn heute einfach vergessen. Seufzend sieht er auf sein Handy, das neben ihm auf der Matratze liegt. Drei Nachrichten von derselben Person. Bevor Sam sie allerdings lesen kann, wird seine Zimmertür abrupt aufgerissen.

»Aufstehen! Los jetzt, du kannst heute nicht schon wieder zu spät zur Schule kommen!«

Mit einem undeutlichen Murren antwortet er seiner Mutter, doch da ihn noch immer die Decke einhüllt, versteht sie kein Wort davon. Gespielt verschlafen kommt er unter den Stofflagen hervor. Wirr hängen ihm die braunen Haare dabei ins Gesicht, und er sieht seine Mutter vorwurfsvoll an.

Die Hände in die Hüften stemmend, wiederholt sie sich: »Du musst los! Du hast nur noch fünfzehn Minuten. Beeil dich!«

»Ist ja schon gut. Werd' nicht immer gleich zum Hulk«, murmelt

Sam mit der Absicht, so lange zu trödeln wie irgend möglich. Doch ein fliegender, und zu seinem Unglück, perfekt treffender Kochlöffel beschwingt ihn. Schon fliegen Decken und Kissen zur Seite, und er stürmt an seiner Mutter vorbei ins Badezimmer. Bevor sich die Tür allerdings hinter ihm schließt, vernimmt er noch ein Seufzen.

Für einen Moment steht er unschlüssig da und lehnt an der Tür. Er reibt sich die schmerzende Stelle am Kopf und lauscht in die Stille hinein, bis er ihre Schritte auf dem Parkett hören kann. Sie nähern sich wieder der Treppe und verschwinden dann im Erdgeschoss. Sam besinnt sich daraufhin und beschließt, sich für die Schule fertig zu machen.

Seine Gedanken kreisen dabei um die ungelesenen Nachrichten auf seinem Handy. Sam will im Grunde gar nicht wissen, was Martin ihm so früh morgens bereits schreibt. Oder was für einen Mist er heute wieder geplant hat.

Nach dem Zähneputzen betrachtet er sich selbst noch einen Moment im Spiegel und sucht etwas in seinem Abbild. Doch das genervte Rufen seiner Mutter holt ihn schnell in die Realität zurück. Er klatscht sich mit beiden Händen ins Gesicht und legt ein verwegenes Lächeln auf. Schon ist er bereit. Er eilt in sein Zimmer und beeilt sich mit dem Ankleiden. Dabei fällt sein Blick auf die Unordnung. Vermutlich ist das der Grund, weshalb seine Mutter zuvor so geseufzt hatte. Überall liegen seine Sachen wild verstreut herum, während die Schränke längst nur noch zum Staubansetzen dastehen. Der einzige Platz, der halbwegs ordentlich wirkt, ist sein Schreibtisch, auf dem sich stapelweise Bücher türmen. Zumindest hier hat Sam sich Mühe gegeben, und sie sogar nach Farbe sortiert.

»Sam, du hast noch exakt eine Minute! Mach gefälligst hin!«, ruft seine Mutter. Das war ihre letzte Warnung und Sam ist klar, dass seine Zeit endgültig abgelaufen ist. Wenn er sie dazu bringt, nochmal rufen zu müssen, zieht sie ihn höchstpersönlich am Ohr die ganze Strecke bis zur Schule, und bei seinem Glück sogar bis ins Klassenzimmer. Also

schnappt er sich schnell seine Umhängetasche und stürzt aus dem Zimmer. Dabei knallt er mit dem Fuß gegen die Türkante und ein fieser Schmerz durchfährt ihn.

»Verfluchte Sch-! Shit, tut das weh!«, flucht er, während er humpelnd seinen Weg fortsetzt und beinahe die Treppe hinunterstürzt. Er zieht sich seine Winterjacke an und ist endlich bereit zum Aufbruch. Jedoch lenkt ihn ein Summen aus seiner Tasche ab. Ein Blick auf sein Handy lässt ihn erahnen, dass heute ein ganz besonders beschissener Tag wird. Ein Verzögern macht jetzt auch keinen Sinn mehr, Martin erwartet ihn bereits.

Sam geht auf die Haustür zu und öffnet sie. Ohne Abschied verlässt er das Haus. Das Letzte, was er noch vernimmt, ist leise Radiomusik aus der Küche und ein »Bis heute Abend« von seiner Mutter.

Kaum hat er einen Schritt hinausgesetzt, scheint die Welt mit einem Mal vor ihm in einer Explosion aus Licht und Farben zu verschwinden. Sam kneift die Augen fest zu, dennoch sieht er weiße Flecken vor sich tanzen. Ein starker Windzug gibt ihm von hinten einen kräftigen Schubs, dabei tritt er falsch auf und verliert den Halt. Er fällt auf den Hintern und landet auf weichem Gras.

Wie aus Reflex fahren seine Finger sanft über den Untergrund und werden von Grashalmen umschmeichelt. Langsam öffnet er die Augen, und trotz der flackernden Lichter erkennt Sam um sich herum einen Wald. Verwirrt steht er auf.

»Was zum-?«

Suchend dreht sich Sam mehrmals im Kreis. Anstatt von Vorstadtgärten und Einfamilienhäusern wird er von Bäumen umringt. Nicht mal die Tür von eben ist noch zu sehen. Statt des Münchner Straßenlärms hört er leises Gezwitzchen, und obwohl es bereits Ende Oktober ist, ist es auf einmal so warm wie im Frühling. Um ihn herum scheint es nur den Wald zu geben. Dabei stehen die Bäume derart dicht zusammen, dass ihre Kronen kaum Licht hindurchlassen. Es reicht gerade so aus,

damit Sam die nähere Umgebung halbwegs erkennt. Der Waldboden besteht aus feuchtem Moos und gibt bei jeder Bewegung leicht schmatzende Geräusche von sich. Nur an der Stelle, an der Sam auf dem Hintern gelandet war, wächst saftiges Gras. Es wird von einem einzelnen Sonnenstrahl angeleuchtet. Staub fliegt durch das Licht und schimmert dabei wie Sternenglanz.

Der Wind pfeift leicht an Sam vorbei und unterstreicht das ferne Gezwitscher. Zwar kann er die Vögel selbst nicht entdecken, aber für einen Moment lauscht er ihrem Gesang. Es beruhigt ihn und lässt sein wildes Herz wieder etwas ruhiger schlagen. Noch einmal sieht er sich um. Er nimmt die Umgebung in sich auf und versucht, dabei herauszufinden, was passiert ist. Doch er findet keine Erklärung.

Mittlerweile schwitzt Sam in seiner Jacke, und der Schweiß rinnt ihm in kalten Bahnen über den Rücken. Kurzerhand legt er seine Umhängetasche ab und pellt sich aus der Winterjacke heraus. Zum Glück hat er weder Schal noch Mütze eingepackt, und schafft es, die Jacke mehr schlecht als recht in seine Schultasche zu quetschen. Aber es reicht, um sie nicht in der Hand behalten zu müssen.

Am Boden kniend, mit der Tasche zwischen den Beinen, starrt er erneut in den Wald. Die Dunkelheit hinter den Bäumen bereitet ihm, je länger er hineinblickt, Unbehagen. Das hier etwas ganz gewaltig schief läuft, ist mehr als offensichtlich, und es macht ihm Angst, darüber nachzudenken. Die spontanen Antworten, die ihm auf die Frage nach dem Wo und Wie in den Sinn kommen, reichen von der Alientführung über Koma-Halluzinationen bis hin zu einer parallelen Welt. Auch eine Teleportation oder ein Dimensionstunnel kommen ihm in den Sinn.

Das Einzige, was er gleich ausschließt, ist, dass vor seiner Haustür spontan ein ganzer Wald gewachsen ist; das scheint ihm, ob der Tatsache, dass die Tür mitsamt dem Haus verschwunden ist, zu unlogisch. Dabei ignoriert er den Fakt, dass auch seine anderen Erklärungen nicht gerade vor Logik strotzen. Und da nichts davon für Sam einen Sinn

ergibt, spielt er mit dem Gedanken, sich in den Arm zu kneifen, um zu überprüfen, ob er auf diese Weise aus diesem schrägen Traum erwachen kann. Doch die Angst vor dem Ergebnis hindert ihn daran, es tatsächlich zu versuchen.

Stattdessen schiebt Sam die beängstigenden Gedanken und Möglichkeiten vorerst zur Seite. Er beschließt, bis ihm eine bessere und vor allem rationalere Erklärung zu dem Licht und dem Ortswechsel einfällt, das Ganze einfach wie einen abgedrehten Traum zu behandeln.

»Also, was soll ich jetzt machen? Hierbleiben oder die Gegend erkunden? Die Tür ist weg. Ein Zurück gibt es damit vorerst nicht, und hier zu warten, auf was auch immer, macht keinen Sinn. Falls es am Ende wirklich ein Traum ist, will ich zumindest herausfinden, was sich mein Hirn dabei denkt. Vielleicht finde ich unterwegs sogar jemanden, der mir weiterhelfen kann oder wache wieder auf.« So in Gedanken bemerkt Sam kaum, wie er anfängt, laut mit sich selbst zu reden.

Er steht auf, klopft sich feuchtes Moos von den Knien und hängt sich die Tasche um. Wie schon vor dem Spiegel klatscht Sam sich die Hände ins Gesicht und setzt wieder ein Lächeln auf. Ein Gefühl der Neugier erfasst ihn unversehens, und er wäre schön blöd, würde er sich dieses Abenteuer, das ihm praktisch auf dem Silbertablett serviert wird, entgehen lassen.

Zudem hat er auf eine Möglichkeit gehofft, die ihn von der Schule und Martin fernhält. Jetzt hofft er nur darauf, dass auch die Nachrichten auf seinem Handy nur Teil seines Traums sind. Und für den unwahrscheinlichen Fall, dass es doch real ist, können weder seine Mutter, die Lehrer noch seine Schulkameraden etwas gegen seine spontane Abwesenheit sagen. Denn in diesem Fall hätte eindeutig das Schicksal entschieden. Wenn auch sehr extrem, bietet es die perfekte Ausrede, um die Schule mal für einen Tag ausfallen zu lassen.

Doch solche Gedanken bewahrt Sam sich für den Moment auf, wenn der Traum letztlich platzt und die Notwendigkeit einer anderen

Erklärung unvermeidlich wird. Bis dahin lässt er sich von den Wirkungen seines Unterbewusstseins durch den Wald leiten. So wandert er munter in eine unbestimmte Richtung los. Denn was soll schon schiefgehen, an diesem merkwürdigen und fremden Ort?



Die Zeit vergeht und die Landschaft um Sam herum verändert sich dabei kein Stück. Für jeden Baum, der hinter ihm in der Dunkelheit verschwindet, tauchen vor ihm zwei neue auf. Egal wie oft sich Sam auch zwischen den eng beieinanderstehenden Stämmen hindurchzwängt, scheint es ihn nicht im Geringsten vorwärtszubringen.

Auch die anfangs so beruhigende Vogelsymphonie nervt ihn mittlerweile. Hinzu kommen seine jämmerliche Kondition, der knurrende Magen und das fehlende Ziel. Kurzgesagt geht ihm die Wandertour jetzt schon mächtig auf den Zeiger. Nichts von diesem Traum weist bisher auch nur den Hauch eines Abenteuers auf. Wenn dieser Wald ein Spiegelbild seines geistigen Zustands darstellt, so überlegt Sam, dass er sich dringend einweisen lassen sollte.

Sam hat nicht wirklich erwartet, dass man ihm gleich ein Schwert in die Hand drücken und ihn gegen einen Drachen kämpfen lassen würde, um eine Jungfrau in Nöten zu retten. Obwohl er den Gedanken durchaus interessant findet. Doch was um alles in der Welt denkt Sams Verstand sich dabei, ihn in einem leeren Wald auszusetzen? Nicht einmal Tiere, außer den weit entfernten Vögeln, scheint es hier zu geben.

»Das ist doch alles nicht wahr! Wie viele Bücher über Abenteurer, Heldenreisen und epische Schlachten muss ich denn lesen, damit ich hier selbst was Cooles erleben kann. Sowas wie das hier liest doch keiner ... Welcher Autor denkt sich bitte 'Hey, ich lass meinen Helden erstmal stundenlang durch einen dunklen Wald irren!' ohne,

dass auch nur das Geringste passiert?!« Vor lauter Frust verfällt Sam erneut in Selbstgespräche.

Kopfschüttelnd holt er sein Handy hervor und betrachtet das leuchtende Display. Noch immer werden ihm die ungelesenen Nachrichten angezeigt. Für einen kurzen Moment überlegt er, sie zumindest zu öffnen und einen Blick darauf zu werfen. Doch dann entscheidet er sich dagegen. Zumal er sowieso keinen Empfang hat, um zu antworten.

Ohne seinen Blick vom nutzlosen Handy zu heben, stapft Sam weiter und läuft schnurstracks gegen den erstbesten Baumstamm. Mehr aus Schreck als vor Schmerz drängt sich ein »Uff« von seinen Lippen. Er tastet behutsam die pochende Stelle an seinem Kopf ab und wirft dem Stamm einen bitterbösen Blick zu.

Doch dann besinnt er sich eines Besseren. Der Baum ist schließlich nicht sein Problem und ganz sicher nicht schuld an seiner Misere. Dennoch verwundert ihn der leichte Schmerz, der sich nun doch graduell in sein Bewusstsein drängt.

Der Verzweiflung nahe lässt sich Sam langsam auf den Boden sinken. Er umschlingt seine angewinkelten Beine mit den Armen und legt den schmerzenden Kopf auf seine Knie. Laut knurrend macht sich nun auch noch sein Magen bemerkbar. Im Traum sollte er weder Schmerz noch Hunger spüren können, dennoch quält ihn gerade beides. Die verdrängten Gedanken, dass etwas an diesem Traum nicht stimmt, kämpfen sich erneut in sein Bewusstsein, doch er schafft es, sie mühsam wieder zu unterdrücken.

»Einfach nicht daran denken«, flüstert Sam sich selbst zu, als ob er die aufkommenden Zweifel auf diese Weise vertreiben könnte. Da er nichts zu essen bei sich hat, versucht er, den Hunger weiter zu ignorieren. Seine Mutter hat ihm bestimmt etwas zum Mitnehmen bereitgestellt, doch in der Eile hat er schlicht vergessen, es mitzunehmen.

»Irgendwie habe ich mir so ein Abenteuer immer deutlich aufregender und cooler ausgemalt«, seufzt Sam und verfällt schließlich ins

Schweigen. Er hockt eine ganze Weile einfach da, leicht an den Baum gelehnt und versunken in seine Gedanken, bis ihn die leisen Geräusche des Waldes sanft in den Schlaf wiegen.



Ruckartig schreckt Sam nur wenig später aus dem Dämmerzustand hoch. Sein Körper ist schweißgebadet und das Gesicht leichenblass. Sein Herz rast wie wild in seiner Brust, und er hört, wie das Blut durch seine Ohren rauscht. Er hatte einen Traum, einen von der Sorte, die er, ohne zu zögern, als Albtraum bezeichnen würde.

Obwohl er sich nicht mehr daran erinnern kann, was in dem Traum passiert ist, steigen Tränen in seine Augen und kullern über seine Wangen. Erschrocken wischt er die verräterischen Spuren fort und versucht, sich zu beruhigen.

Ein Nebelschleier legt sich über seine Erinnerungen, und je mehr Sam sich darum bemüht, den Traum festzuhalten, desto ferner erscheint er ihm. Eine unglaubliche Kälte beschleicht ihn und gerade als er beschließt aufzugeben, da flackert ein letztes Fragment aus seinem Unterbewusstsein auf. Goldene Kreise in einer alles verschlingenden Dunkelheit – und ein Schrei, der ihm das Blut gefrieren lässt.

Sam wischt sich erneut den Schweiß und die Tränen mit dem Ärmel aus dem Gesicht und steht langsam auf. Erschrocken stellt er fest, dass er sich noch immer in dem Wald befindet.

Kann man in einem Traum träumen?, fragt sich Sam stumm, und allein die Vorstellung lässt einen weiteren Schauer über seinen Rücken laufen.

Obwohl es erstaunlich warm ist, friert Sam mit einem Mal. Zitternd umklammert er sich selbst und versucht, die aufkommende Panikattacke zu unterdrücken. Nun sind es bereits zwei Träume, die ihn quälen. Nur, dass er aus einem davon nicht erwacht.

Um den Kopf wieder freizukriegen, beschließt Sam, seine Wanderung fortzusetzen. Denn die Beklemmung in seiner Brust nimmt zu, als er anfängt darüber nachzudenken, was ihn in dem zweiten Traum so laut hat schreien lassen.

Ohne noch mehr Zeit zu vergeuden, greift er nach seiner Tasche und setzt seinen unbeholfenen Weg durch den Wald fort. Die genaue Richtung ist ihm dabei inzwischen gleichgültig geworden – er sehnt sich einfach nur noch danach, endlich auf ein menschliches Wesen zu treffen. Am besten noch bevor er den Verstand verliert.

Sam betet, dass es bis zur nächsten Stadt nicht mehr weit ist. In Gedanken malt er sich bereits aus, wie er die belebten Straßen betritt, Menschenstimmen hört und die lebendige Atmosphäre einer urbanen Umgebung spürt. Es ist ein Gedanke, der ihm Trost spendet und ihn vor der Einsamkeit des Waldes bewahrt. Abenteuer hin oder her, so macht ihm das jedenfalls keinen Spaß.



Während seiner Wanderung bemerkt Sam, wie sich das Licht, das durch die Baumkronen fällt, allmählich verändert. Die Dämmerung bricht herein und taucht den Wald in ein mystisches Halbdunkel. Der Wind spielt mit den Blättern und lässt sie sanft rascheln, bis diese schließlich den Blick auf den majestätischen Mond freigeben, der hoch am Himmel thront. Das heitere Gezwitscher der Vögel weicht dem Krächzen eines nahen Käuzchens.

Um sich von seiner Angst und der Erschöpfung abzulenken, lässt Sam seiner Fantasie freien Lauf und stellt sich vor, welche zauberhaften Wesen ihm in diesem Wald begegnen könnten. Vielleicht leben dort Kobolde oder Feen, die nur darauf warten, dass ein mutiger Abenteurer vorbeikommt. In seiner Vorstellung erzählen ihm diese Wesen von unglaublichen Schätzen und einem mächtigen Zauberer, der besiegt

werden muss, damit sie in Frieden leben können. Sam träumt davon, wie die Feenprinzessin ihn mit ihren bezaubernden Augen ansieht und um seine Hilfe bittet.

Ein Lächeln huscht über Sams Gesicht, während er sich ausmalt, wie er den finsternen Zauberer mutig herausfordert und die Prinzessin aus ihrer Not befreit. Und wenn es dann so läuft wie in seinen Büchern, würde der alte Feenkönig ihm als Anerkennung für seine Tapferkeit die Hand seiner bildschönen Tochter versprechen.

So vertieft in seine Fantasie bemerkt Sam zunächst nicht, wie sich der Wald um ihn herum verändert. Immer öfter brechen einzelne Lichtstrahlen durch das Dickicht und beleuchten dabei sanft das Moosbett.

Kleine leuchtende Wesen kriechen beinahe lautlos aus dem Unterholz, entfalten ihre zarten Flügel und schweben dem Mondlicht entgegen. Mit ihren Flossen sammeln sie das Licht ein und verpacken es in durchsichtigen Kugeln. Kaum sind diese randvoll, beginnen die Behälter silbern zu schimmern.

Plötzlich kreuzt eines der zauberhaften Wesen Sams Weg und fliegt ihm beinahe ins Gesicht. Er bleibt überrascht stehen und sein Blick folgt dem seltsamen Fisch mit Flügeln. Sein Herz pocht vor Aufregung schneller und sein Geist ist erfüllt von schier endlosen Fragen.

Sind das die Feen, von denen er eben noch in seinen Träumen fantasiert hat? Beginnt nun endlich sein wahres Abenteuer?

Diese seltsame Begegnung weckt in ihm eine unstillbare Neugierde und entfacht seine Abenteuerlust, während er das fliegende Wesen mit offenem Mund bestaunt. Das leicht schimmernde Fell hat eine orange-schwarze Färbung und erinnert ihn an eine Biene. Doch der Kopf und die Flossen an den Seiten lassen unschwer erkennen, dass es sich um einen Fisch handelt.

Genau solch eine Begegnung hat er sich erhofft, um seine eintönige Wanderung aufzupeppen. Und da es nur ein Traum ist, stellt sich Sam gar nicht erst die Frage, warum in seinem Kopf Feen existieren, die

ihm in solch einer Gestalt erscheinen. Bei all den Büchern und Filmen, die er schon verschlungen hat, sind Fischbienen wahrlich das Harmloseste, was hätte auftauchen können. Statt sich weiter damit zu befassen, beschließt Sam, den Augenblick einfach zu genießen.

Ein sanftes Lächeln breitet sich auf seinem Gesicht aus, als er seinen Arm ausstreckt und einer der Fische die Einladung annimmt. Behutsam schmiegt sich das Wesen an seine Handfläche. Das weiche Fell gleitet dabei zwischen seine Finger und verleiht ihnen ein sanftes Leuchten. Ein Gefühl des Staunens durchströmt Sam, während er die zarte Berührung des Wesens spürt. Er kann sich nicht erinnern, je etwas Vergleichbares erlebt zu haben.

Davon beflügelt scheint es, als ob der Wald um ihn herum nun vollständig zum Leben erwacht. Von allen Seiten steigen die Fischbienen auf, sie kriechen aus Spalten am Boden und schweben von den Baumkronen herab. Ihnen folgen unzählige Kugeln aus Mondlicht, von denen sich manche in den Ästen verfangen. Anfangs scheint es Sam, als würden sie dabei ziellos umherschwirren, doch dann formieren sie sich und bilden vor ihm eine Gasse.

»Soll ich euch etwa folgen?«

Der Fisch wirkt von der Idee sichtlich erfreut und schwirrt vor Sams Gesicht umher, ehe er zu seinen Artgenossen zurückfliegt. Trotz der zunehmend absurden Ereignisse seit seiner Ankunft im Wald, durchzuckt Sam erneut der Gedanke: Was, wenn das hier doch real ist?

Das Fell auf seiner Haut hat sich so echt angefühlt. Sam kann sich an keinen Traum erinnern, der jemals so seltsam und doch realistisch gewirkt hatte. Er schüttelt den Kopf, um diese Gedanken wieder loszuwerden, und folgt den Fischbienen durch den nächtlichen Wald. Doch die Zweifel nagten unermüdlich an ihm: Hat er möglicherweise seinen Verstand verloren?

Da Sam daran allerdings im Augenblick wenig ändern könnte, bleibt ihm nichts anderes übrig, als vorerst weiterzugehen. Und immerhin

hat er sich auf ein Abenteuer gefreut und seine Heldenreise bereits geplant. Jetzt zu kneifen, wäre feige und schwachsinnig.

»Okay, folgen wir einfach den Fischen. Wer bin ich, Alice im Wunderland für Arme?!« Doch insgeheim ist er von der Idee begeistert.

Die Dunkelheit, die ihm zuvor noch endlos erschien, macht ihnen nun bereitwillig Platz. Auch die engen Pfade zwischen den Bäume weichen zur Seite und werden schließlich zu einem Kiesweg.

Zum Glück bin ich nicht mehr allein unterwegs, denkt Sam, während er den Fischen folgt. Doch zugleich nagt die Sorge an ihm, ob sie ihn möglicherweise in eine Falle locken. Schließlich weiß er nicht, wohin dieser Weg führt, und Unsicherheit macht sich deshalb in ihm breit. Aufmerksam betrachtet er die Fische und sucht nach Anzeichen für einen Hinterhalt, doch kaum schmiegt sich eines der Wesen vertrauensselig an seine Wange, verwirft er seine Befürchtungen wieder.

»Niemand, der so süß ist, kann böse Absichten hegen«, murmelt er und beginnt, das weiche Fell des Fisches zu streicheln. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht.

»Du bist einer von der schmusigen Sorte, was? Ich wünschte, ihr könntet reden. Was seid ihr nur für Wesen?«

Der Fisch legt den Kopf schief. Sam kann jedoch nicht erkennen, ob er seine Worte verstanden hat. Doch mit einem Mal fangen die Fischbienen an zu flackern. Vorsichtshalber bleibt Sam stehen und beobachtet, wie sich die Tiere vor ihm versammeln und dann explosionsartig auseinanderstreben. Sie verschwinden auf die gleiche geheimnisvolle Art, wie sie aufgetaucht sind, und hinterlassen nichts als eine Erinnerung.

Keine Minute später steht Sam wieder allein im Wald. Ehe er überhaupt begreifen kann, was gerade geschehen ist, bricht vor ihm die Morgenröte durchs Geäst. Verwirrt blinzelt er der Helligkeit entgegen. Es erleichtert Sam unendlich, dass diese furchtbare Nacht endlich vorbei ist. Nur wenige Schritte trennen ihn noch vom Waldrand, und zum

ersten Mal seit seiner Ankunft im Wald bekommt er die Sonne zu Gesicht. Die Fischbienen haben ihn hinausgeführt. Lächelnd dreht sich Sam um, winkt in die Leere und ruft: »Vielen Dank!«

Voller neuer Entschlossenheit durchbricht Sam die letzten Baumreihen und tritt auf eine weitläufige Lichtung. Angesichts der Umstände mag es nur ein schwacher Trost sein, denn technisch gesehen befindet er sich noch immer im Wald. Dennoch fühlt es sich für Sam wie ein gewaltiger Fortschritt an.

Vor lauter Freude streift er sich die Tasche über den Kopf und wirft sich in das satte, grüne Gras. Sein Enthusiasmus wirbelt Blütenblätter auf, während weiße Pustebelumensamen durch die Luft tanzen.

Entspannt streckt er alle viere von sich und betrachtet den wolkenlosen Himmel. Schmetterlinge fliegen ihre Runde und das fröhliche Zwitschern der Vögel erfüllt den Ort.





KAPITEL 2

Der Fremde

Aus dem Augenwinkel nimmt Sam eine Bewegung wahr. Er bewegt seinen Kopf und entdeckt in unmittelbarer Nähe eine alte Eiche. Voller Überraschung stellt er fest, dass er sie in seinem vorherigen Enthusiasmus komplett übersehen hat. Die Baumkrone beansprucht mindestens ein Drittel der Lichtung für sich und lässt sie in den Schatten darunter verschwinden. Ihre massiven Wurzeln winden sich über den Boden und scheinen nach dem umliegenden Wald zu greifen.

Sam setzt sich auf, um besser sehen zu können, doch außer dem Baum selbst entdeckt er nichts. Was auch immer seine Aufmerksamkeit erregt hat, verharrt nun regungslos und weckt damit sein Interesse. Entschlossen steht Sam auf und geht auf die ausladenden Wurzeln zu, die einen Teil der Lichtung nur schwer einsehbar machen.

Mit behutsamen Schritten umrundet er sie und entdeckt dabei die Gestalt eines Mannes mit silbernem Haar, der in den tiefen Schatten zwischen den Wurzeln liegt. Seine Augen sind geschlossen und sein Brustkorb hebt und senkt sich sacht im immergleichen Rhythmus. Licht fällt durch das raschelnde Blätterdach und wirft sanfte Schattenspiele auf die scharfen Konturen des Schlafenden. Der Anblick überrascht ihn, und wüsste Sam es nicht besser, würde er annehmen, ein Gemälde zu betrachten. Er bemerkt zuerst nicht, wie sich der Fremde regt. Doch als dieser seine Augen öffnet, zuckt Sam kurz zusammen.

Mit einigem Abstand kniet er sich vor den Mann, um ihn besser anstarren zu können. Die Tatsache, dass sein Verhalten alles andere als höflich ist, stört ihn dabei kein Stück. Doch der eisige Blick, den Sam als Reaktion erhält, lässt ihn schlucken. Schnell richtet er sich wieder auf. Neben dem eiskalten Ausdruck fällt ihm an dem Mann noch etwas auf - er hat goldene Augen.

Sofort kommt ihm der Albtraum in den Sinn und die goldleuchtenden Kugeln. Ein seltsames Gefühl der Vertrautheit durchströmt Sam, das er nicht recht erklären kann. Vielleicht spielt ihm sein Verstand einen Streich, oder es ist nur die Aufregung, da er sich endlich ein paar Antworten erhofft.

Sam nimmt seinen ganzen Mut zusammen, wischt sich die schweißigen Hände an der Hose ab und spricht den Silberhaarigen an: »Du bist der aus meinem Traum!«

Auf eine Reaktion wartend, kniet er sich wieder hin. Doch auch nach Minuten erhält er keine Antwort. Der Fremde starrt ihn nur an und verzichtet dabei sogar auf das Blinzeln.

Sam wagt einen weiteren Versuch, diesmal mit einer klaren Frage: »Bist du die Person aus meinem Traum?«

Doch der Fremde bleibt weiterhin stumm, und eine Welle der Frustration überkommt Sam. Geduld zählt definitiv nicht zu seinen Stärken, weshalb er anfängt, mit beiden Händen vor dem Gesicht des anderen herumzuwedeln.

»Hey! Hallo, jemand da? Oder guckst du bloß?«

In dem Moment packt der Fremde eines seiner Handgelenke. Er drückt so fest zu, dass Sam meint, seine Knochen knacken zu hören, und ein stechender Schmerz durchzuckt seinen Arm. Panisch versucht er, sich mit der anderen Hand loszumachen. Doch der Griff des Fremden wird nur noch fester.

Nach dem Erlebnis mit den Fischbienen hat Sam, naiv wie er war, angenommen, dass dieser Traum und seine Bewohner ihm gegenüber

freundlich gesinnt wären. Doch kaum trifft er endlich auf ein menschliches Wesen, stellt sich heraus, dass es sich dabei um einen Verrückten handelt.

Erneut an seinem Arm zerrend, versucht Sam aus dem Klammergriff zu entkommen. Der Mann beobachtet seine verzweifelten Bemühungen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Sein Gesicht bleibt dabei so regungslos wie das einer Statue.

»Was soll das?!«, fragt Sam und hört auf, sich gegen den Griff zu wehren. Am liebsten würde er dem Kerl seine Tasche überziehen und sehen, wie er sich gegen die geballte Kraft von Algebra und Gedichtanalysen behauptet. Er ist überzeugt davon, dass, selbst wenn der Fremde es schafft, ihm auszuweichen, das Überraschungsmoment ausreichen würde, um von ihm loszukommen.

Sam streckt bereits seine Hand aus, um nach seiner Tasche zu greifen, da wird ihm bewusst, dass sie nicht wie erwartet an seiner Schulter hängt. Mit einem Schlag erinnert er sich daran, dass er sie auf der anderen Seite der Lichtung liegen gelassen hat. Ehe er seinen Unmut darüber äußern kann, lässt ihn die raue Stimme des Silberhaarigen innehalten.

»Verschwinde, Mensch! Bevor ich mich noch vergesse und dir das Genick breche«, knurrt der Fremde und seine Drohung hängt schwer in der Luft. Kaum hat er die Worte ausgesprochen, löst er seine eiserne Umklammerung um Sams Arm. Mit voller Wucht knallt Sam deshalb rückwärts auf den Boden.

Sich ärgernd, dass er nicht besser aufgepasst hat, richtet Sam sich schnell wieder auf und taumelt einige Schritte zurück. Er reibt sich den schmerzenden Arm und schaut den Fremden feindselig an.

Das wäre der perfekte Moment für einen Rückzug. Sam könnte einfach seine Tasche holen und wieder in den Wald verschwinden. Doch gerade das lässt ihn zögern. Trotz der bedrohlichen Aura des Silberhaarigen und der Angst, die er in Sam auslöst, kann die Gesellschaft dieses Fremden kaum schlechter sein, als wieder völlig allein und ziellos

umherzuirren. Der ersten Person, die er findet, den Rücken zuzukehren, kommt für ihn definitiv nicht in Frage. Es mag zwar eine riskante Entscheidung sein, aber andererseits befindet sich Sam immer noch in einem Traum, richtig? Wenn er stirbt, würde er höchstwahrscheinlich einfach aufwachen, wie bei einem Game Over.

Außerdem ist er fest davon überzeugt, dass man den Endboss nicht gleich zu Beginn der Reise trifft – zumindest nicht, bevor sich eine hübsche Prinzessin an seiner Schulter ausgeweint hat. Nachdem Sam sich mit seiner Traum-Argumentation selbst davon überzeugt hat, dass seine Aktionen keine negativen Konsequenzen haben werden, entschließt er sich, die Situation auf eine andere Art anzugehen.

»Das war ja eine herzliche Begrüßung! Erst klammerst du dich an mich wie eine Klette, und dann schubst du mich einfach weg. Bist du etwa ein Fan von unkonventionellen Begrüßungsritualen?«, provoziert Sam den Fremden mit einem schelmischen Lächeln auf den Lippen.

Entschlossen tritt er einen Schritt näher und hält den Blickkontakt aufrecht. Sorgfältig beobachtet Sam dabei die Regungen des Mannes und bemerkt ein leichtes Zucken seines rechten Auges. Ob das ein gutes oder schlechtes Zeichen ist, kann er nicht zu sagen. Dennoch ermutigt es Sam, weiterzureden.

»Mal im Ernst, das tat weh. Geht's nicht auch ein bisschen freundlicher? Deinen Anstand hast du heute wohl daheim gelassen«, äußert sich Sam mit verschränkten Armen und versucht dabei, so herausfordernd wie möglich zu wirken. Ganz in der Hoffnung, dass man ihm nicht anmerkt, dass immer noch ein unangenehmer Schmerz durch seinen Arm zuckt.

Der Blick des Fremden wandelt sich, wirkt auf einmal dunkler und um einige Nuancen kälter als zuvor. Sam bemerkt diese Veränderung und spürt einen Schauer seinen Rücken hinablaufen. Wäre er nicht bereits durch seine Mutter abgehärtet worden, würde er mit Sicherheit erneut zurückzucken.

Doch in den ersten Jahren seiner Pubertät war Sam einer von der besonders anstrengenden Sorte, weshalb sie diesen Blick längst perfektioniert hat. Sie wirkt damit um einiges furchteinflößender, als es der Fremde je könnte. Trotzig reckt Sam sein Kinn vor, auch wenn er sich dabei ein wenig affig vorkommt. Die schneidend kalte Stimme des Silberhaarigen lässt ihn dann aber beinahe wieder ernst werden.

»Was willst du, Mensch?!«

Der Mann präsentiert sich mit einem Blick, der wie zwei goldene Perlen wirkt, die stetig im Eismeer versinken, und einer Stimme, so sanft und angenehm wie ein scharfes Küchenmesser, das bis zum Schaft in jemandes Magen steckt. Ein wirklich faszinierendes Auftreten, wie Sam findet. Gerade weil der Mann noch immer zwischen den Wurzeln liegt, wirkt er nicht halb so bedrohlich, wie er sich gibt. Tatsächlich hat er auf den ersten Blick sogar ein recht attraktives Gesicht.

Was versucht mir mein bescheuertes Unterbewusstsein damit zu sagen?, fragt sich Sam verwirrt, als seine Gedanken erneut abschweifen. Er schüttelt sich leicht, um sich wieder auf die gegenwärtige Lage zu konzentrieren.

Warum will ich eigentlich unbedingt mit diesem Kerl ins Gespräch kommen? Ach ja, weil die einzigen anderen Lebewesen, denen ich in den letzten vierundzwanzig Stunden begegnet bin, leuchtende Fische waren, denkt er seufzend.

Obwohl ihm das ganze Gespräch nur sehr wenig erfolgversprechend erscheint, wägt Sam sorgfältig die Vor- und Nachteile verschiedener Antworten ab, um sicherzustellen, dass der Fremde seine vorherige Drohung nicht doch noch in die Tat umsetzt. Ein vorzeitiger Tod steht definitiv nicht auf Sams To-do-Liste.

Mit einem charmanten Lächeln auf den Lippen entgegnet er deshalb zuckersüß: »Das ist dir noch nicht aufgefallen? Ich dachte, ich hätte recht deutlich gemacht, dass ich dir nur so zum Spaß auf den Sack gehe. Gerade weil wir beide im Moment nichts Besseres zu tun haben. Also

sag mal, wie viele Leute hast du heute schon mit deiner fesselnden Begrüßung beeindruckt?«

Kurzerhand wirft Sam sämtliche seiner Überlegungen und Zweifel über Bord und haut die idiotischen Sprüche raus, die ihm bereits auf der Zunge liegen.

Fertig damit, sich vor dem Fremden eloquent aufzuspielen, beobachtet Sam fasziniert dessen Reaktion. Die Begeisterung des Goldäugigen ist deutlich in seinem Gesicht zu erkennen. Sein Augenzucken verstärkt sich und er knirscht hörbar mit den Zähnen. Er ballt die Fäuste und es scheint, als kämpfe er gegen den Drang an, sofort aufzuspringen um Sam den Hals umzudrehen.

Das ist diesem jedoch herzlichst egal. Er kostet seinen kleinen, obgleich bedeutungslosen Sieg in vollen Zügen aus. Doch mehr als das passiert nicht. Der Fremde springt nicht auf. Er antwortet auch nicht, seufzt nur genervt auf und schließt seine Augen wieder.

Nach einer Weile des Schweigens kniet sich Sam erneut vor den Mann, der wohl bereits aufgegeben hat. Doch das gibt ihm die Gelegenheit, den Fremden aus sicherer Entfernung nochmal genauer unter die Lupe zu nehmen.

Das Auffälligste an ihm sind definitiv seine kurzen, silbernen Haare sowie die magentafarbenen Tattoos, die sich spitzförmig von seinen Ohren bis zur Gesichtsmitte erstrecken. Sams Blick bleibt an der Kleidung des Fremden haften, die ihn an traditionelle asiatische Gewänder erinnert und nahezu vollständig in Weiß gehalten ist.

Lediglich an einigen Stellen sind blaue und lilafarbene Stickereien zu erkennen, besonders am Saum des Oberteils. Zudem weist die Kleidung deutliche Abnutzungserscheinungen und ist stellenweise sogar zerrissen. Eine rötliche Farbe sickert langsam durch den Stoff unter seinem Brustpanzer.

Ehe Sam begreift, was er da macht, legt er seine Hand auf die betroffene Stelle. Das tiefe Knurren, das aus der Kehle des Silberhaarigen

dringt, und die Schweißperlen, die auf seiner Stirn stehen, bestätigen Sams Vermutung. Der Fremde liegt nicht auf dieser Lichtung, weil sie so idyllisch und ruhig ist. Nein, er ist verletzt, und anhand der Blutmenge, welche bereits sichtbar ist, zu urteilen, handelt es sich keineswegs um einen harmlosen Kratzer.

Langsam zieht Sam seine Hand zurück und erhebt sich. Doch sein Blick haftet weiterhin unverwandt auf jener Stelle, an der sich die weiße Kleidung tiefrot färbt.



Ein paar Stunden bevor Sam den geheimnisvollen Fremden auf der Lichtung entdeckte, durchstreifte dieser entschlossen den dichten Wald. Schon seit Wochen wanderte er durch diese Gegend, auf der Suche nach einem ganz bestimmten Orakel. Doch bisher hat er dabei nur wenig Glück gehabt.

Yujin, so der Name des Fremden, hat in der Hauptstadt Gerüchte vernommen, die ihn dazu veranlassten, überstürzt aufzubrechen. Ohne lange zu überlegen, begab er sich in die Wälder des Ostens, in denen er sich glücklicherweise bereits auskennt. Andernfalls hätte er sich längst in den endlosen Weiten der Wälder verirrt. Nur half seine Ortskenntnis nicht dabei, das Wanderorakel zu finden, welches jeden Tag bei Sonnenaufgang seinen Standort wechselt.

Yujin war von der Vergeudung seiner Zeit zunehmend genervt und musste sich einen neuen Plan überlegen, um sein Ziel baldmöglichst zu erreichen. In diesem Moment tauchte vor ihm das sanfte Licht der Nahla, den Irrlichtern des Waldes, in der Dunkelheit auf. Diese kleinen fischähnlichen Dämonen sind dafür bekannt, Reisende zu leiten und hin und wieder ihrem Schicksal zuzuführen.

Voller Zuversicht folgte Yujin ihren Lichtern und fand sich kurz darauf in einem verborgenen Nest der Yerkir wieder.

In den düsteren Tiefen des Waldes hausen die kleinen Erdkriecher, Geschöpfe, die ebenso aggressiv wie hässlich sind. Mit ihren großen, pechschwarzen Augen vermögen sie es, selbst in absoluter Dunkelheit perfekt zu sehen. Sie haben ein langgezogenes Gesicht, das in einem Schnabel endet, und verfügen über sechs spindeldünne Beine.

Obwohl den Yerkir ein Gelenk in diesen Gliedmaßen fehlt, vermag sie dies nicht davon abzuhalten, sich wahnsinnig flink fortzubewegen und mit beeindruckender Wendigkeit zu glänzen. Sie kriechen blitzschnell über den Boden und tarnen sich geschickt durch ihre Schuppen, die von einem erdigen Braunton geprägt sind. Verborgenen im Untergrund lauern sie auf ihre Beute, nur erkennbar an den spitzen Stacheln, die als Verlängerung ihrer Wirbelsäule aus dem Rücken brechen. Sobald jemand ihr Nest betritt, schlagen die Yerkir unvermittelt zu und reißen ihre Opfer gnadenlos zu Boden.

Yujin selbst konnte den ersten Angriff dieser Monster gerade noch mit einem gekonnten Schwerthieb abwehren. Doch die reine Geschwindigkeit des Feindes brachte ihn zu Fall, und ein Kriecher sprang auf ihn. Bevor der Yerkir zum erneuten Schlag ausholen konnte, schleuderte Yujin ihn von sich und rollte geschickt zur Seite. Dabei wurde er jedoch vom Wirbelsäulenstachel eines anderen Yerkir unter seinem Brustpanzer getroffen. Seine unbeholfenen Versuche, sich aufzurichten, ermöglichten es dem Stachel beinahe ungehindert, ihn bis zur Hüfte aufzuschlitzen.

Für einen Menschen wäre eine solche Verletzung lebensbedrohlich gewesen, doch da Yujin keiner ist, machte er sich nur wenig Sorgen darüber. Er wusste, dass die Wunde heilen würde, vorausgesetzt, er überlebt den Kampf. Und dafür musste er sich, trotz der geringen Aussicht auf Erfolg, dem unausweichlichen Gefecht gegen die Yerkir stellen.



KAPITEL 3

Lass mich helfen

»Verschwinde endlich!«, zischt der Silberhaarige gepresst und erinnert Sam damit erneut daran, dass seine Anwesenheit unerwünscht ist. Mit der Aufforderung des fremden Mannes konfrontiert, zögert Sam angesichts der schweren Verletzungen. Es erscheint ihm fragwürdig, ob es eine gute Entscheidung wäre, den Mann einfach liegen und seinem Schicksal zu überlassen. Obwohl der Fremde seine Hilfe abzulehnen scheint, kann Sam nicht einfach untätig bleiben.

Wenn ich doch nur wüsste, wie man in so einer Situation handelt, denkt er verzweifelt und spürt, wie das schlechte Gewissen an ihm nagt. Sein Blick wandert, suchend nach einer Lösung für dieses Problem, über den Mann und die Lichtung. Dabei beißt er sich auf die Lippe und ärgert sich darüber, dass er den letzten Erste-Hilfe-Kurs in der Schule geschwänzt hat.

Kann ich jemanden in einem Traum versehentlich umbringen?, fragt er sich und starrt besorgt auf den immer größer werdenden Blutfleck.

Mit einem Seufzen holt Sam sein Handy hervor und muss erneut frustriert feststellen, dass der Empfang in dieser Traumwelt absolut miserabel ist. Das bedeutet allerdings auch, dass er nicht wie sonst, nach den benötigten Informationen googeln kann, weshalb er das Gerät erfolglos wieder in seine Hosentasche steckt. Er wurde in einer Zeit geboren, in der für ihn sämtliches Wissen jederzeit aus tragbarem Altmittel

abrufbar ist. Doch nun steht Sam zum ersten Mal in seinem Leben vor der Herausforderung, eine Lösung auf analogem Wege zu finden. Und das am besten noch, bevor der Fremde verblutet. Dabei überkommt Sam ein schlechtes Gewissen, das sich in seinem Inneren weiter verhärtet. Hier steht er nun und reißt im ungünstigsten Moment blöde Witze. Sam fühlt sich vollkommen überfordert und nutzlos.

Wie oft hat er sich in der Vergangenheit in Arztserien vertieft? Es kann doch nicht sein, dass all das Gesehene spurlos an ihm vorübergegangen ist. Noch schlimmer ist einzig die Tatsache, dass seine eigene Mutter Krankenschwester ist.

Doch plötzlich durchzuckt ihn ein Geistesblitz. Er erinnert sich an die vielen Abendessen, bei denen seine Mutter lebhaft von ihrer Arbeit erzählt hat. Sam versucht, die Erinnerungen abzurufen, wie sie über medizinische Notfälle, Erste-Hilfe-Maßnahmen und Verbandstechniken gesprochen hat. Sam spürt, wie sich in seinem Inneren eine Mischung aus Erleichterung und Entschlossenheit breitmacht.

Zwar kann er sich nicht an jedes Detail erinnern, aber jetzt weiß er zumindest wieder, was besonders wichtig ist, um dem Fremden zu helfen. Zu erst muss die Blutung gestoppt werden, dann wird die Wunde gereinigt und desinfiziert, ehe Sam sie verbinden kann.

Ohne zu zögern, eilt er zu seiner Tasche zurück und durchwühlt sie. Er legt alles, was er daraus hervorzaubert, ordentlich aufgereiht ins Gras. Vor ihm liegen seine Winterjacke, eine stumpfe Schere, ein halber Liter Wasser, Kopfschmerztabletten und der Lagavulin Single Malt Whisky seiner Mutter. Nur die Schulbücher und sein Mäppchen werden bei der Aktion geflissentlich ignoriert.

Den Alk sollte ich eigentlich für einen von Martins dämlichen Plänen besorgen. Ob Mum auch dann noch sauer auf mich ist, wenn sie erfährt, dass ich damit stattdessen einem Verletzten helfe? Vermutlich schon, ist schließlich der sauteure Whisky, den sie von Opa bekommen hat. Aber geklaut ist geklaut. Den Ärger krieg ich sowieso. Und Martin

kann mich grad mal sonst wo, denkt Sam und zuckt mit den Schultern, ehe er nach den Sachen greift und zu dem Fremden zurückkehrt. Er setzt sich, mit einem kleinen Sicherheitsabstand, zu ihm zwischen die Wurzeln. Es sich gemütlich machend, fängt Sam an, die Jacke mit der Schere zu zerlegen und das Innenfutter in Streifen zu schneiden.

Obwohl ihm klar ist, dass die Wunde währenddessen weiter blutet und die Blutung zu stoppen eigentlich ganz oben auf der Prioliste steht, kümmert er sich nicht gleich darum. Auch ohne den Mann darauf anzusprechen, ist Sam klar, dass sich dieser nicht einfach so von ihm behandeln lässt. Sams Anwesenheit ist ihm ein Dorn im Auge und solange der Fremde kein Zutrauen empfindet, ist es schlicht zu Gefährlich ihm die Hand zu reichen.

Während Sam vor sich hin schnippelt, spürt er den intensiven Blick des Mannes auf sich. Stumm verfolgt dieser jede von Sams Bewegungen und wirkt dabei auch weiterhin angespannt. Sam bemerkt es, ignoriert es aber und kümmert sich weiter um die Vorbereitungen.

Er weiß nicht, ob oder mit welcher Reaktion seitens des Fremden er gerechnet hat, doch die leise, fast schon sanfte Stimme schafft es, ihn zu überraschen.

»Ich weiß nicht, was du dir davon erhoffst, aber lass es. Selbst wenn ich Hilfe bräuchte, würde ich sie nicht von einem Menschen wollen.«

Unbeeindruckt von der Äußerung setzt Sam seine Tätigkeit fort. Dennoch wirft die seltsame Betonung des Wortes 'Mensch' kurzzeitig Fragen in seinem Kopf auf.

Vielleicht ist es eine Eigenart des Mannes, um Pronomen-Fettnäpfchen zu umgehen. Doch in Sams Augen wirkt der Fremde bisher nicht so, als würde er sich darum kümmern, ob er andere irgendwie verletzen könnte. Abwesend streicht Sam kurz über sein immer noch schmerzendes Handgelenk. Dann schüttelt er den Kopf und entscheidet sich, diese wenig hilfreichen Gedanken vorerst beiseitezuschieben.

Mit dem Schneiden endlich fertig, packt Sam alles zusammen und

rutscht vorsichtig näher an den Silberhaarigen heran. Eine gewisse Unsicherheit breitet sich in ihm aus, und er fürchtet bereits, dass der Mann erneut handgreiflich werden könnte. Dennoch gibt er sein Bestes, um diese Sorgen zu verbergen und einen lässigen Eindruck zu vermitteln.

Es wird sicher alles gut gehen, denkt er und versucht positiv zu bleiben.

»Ich werde mir deine Verletzung genauer ansehen, sie desinfizieren und verbinden«, verkündet Sam. »Ich freue mich auf die Zusammenarbeit.«

Der Mann betrachtet Sam angespannt, und weitere Schweißperlen bilden sich auf seiner Stirn. Er zischt gepresst: »Du hörst mir überhaupt nicht zu, oder? Die Wunde heilt von selbst, also verschwinde endlich.«

Erst überlegt Sam, ihn erneut zu ignorieren. Da ihm seine sarkastischen Worte von zuvor allerdings immer noch leidtun und es beim Vertrauen aufbauen nicht helfen würde, antwortet er ihm letztlich doch.

»Natürlich hör ich dir zu und mir ist schon klar, dass das wieder heilt. Aber es kann ja nicht schaden, wenn ich zumindest dafür Sorge, dass du nicht vorher verblutest.«

Entschlossen betrachtet Sam die kleinen Haken und Schnüre des Brustpanzers und hantiert vorsichtig daran herum, um die ersten Verschlüsse zu öffnen.

»Du müsstest dich nach vorne beugen, damit ich dir die Rüstung abnehmen kann.«

Der Blick des Goldäugigen verrät, was er davon hält, doch mehr als ein Knurren lässt er nicht verlauten. Deshalb betrachtet es Sam als freudiges Zeichen der Zustimmung. Ein paar Sekunden später beugt sich der Mann tatsächlich leicht nach vorne, gerade genug, damit Sam um ihn herumgreifen kann. Ohne seine Überraschung anzusprechen, öffnet Sam die restlichen Verschlüsse. Mit äußerster Vorsicht zieht er dem Mann die Rüstung vom Körper. Als Sam das Rüstungsteil zwischen den Wurzeln ablegt und sein Blick über die blutbefleckte Kleidung schweift,

muss er schwer schlucken. Das Oberteil ist bereits zur Hälfte vom kräftigen Rot durchtränkt. Die Menge an Blut erschreckt Sam mehr, als er erwartet hatte, und er macht sich Sorgen, dass es vielleicht schon zu spät ist, um dem Mann zu helfen.

Er löst vorsichtig das Tuch an der Hüfte des Fremden, welches als Gürtel dient und das gesamte Kleidungskonstrukt an Ort und Stelle hält. Dann widmet er sich dem Oberteil und schiebt die Stofflagen behutsam zur Seite. Was er zu sehen bekommt, ist eine große, quer verlaufende Wunde, die sich von der Brust des Fremden, bis hinunter zur Hüfte erstreckt.

Der Anblick ist beunruhigend, doch auf den ersten Blick scheint die Verletzung nicht besonders tief zu sein, da die Wundränder nicht auseinanderklaffen. Zudem bemerkt Sam erleichtert, dass die Blutung bereits zum Stillstand gekommen ist, und kann den Punkt auf seiner Erste-Hilfe-Liste abhaken.

Er reicht dem Fremden die Kopfschmerztabletten und den Alkohol. Ohne den Hauch eines Betäubungsmittels fürchtet Sam, dass die Wundbehandlung die Schmerzen nur noch weiter verstärken wird.

»Keine Ahnung, ob das wirkt, aber Schmerzmittel ist Schmerzmittel und zur Not sollte genug vom Whisky helfen. Glaub ich zumindest.«

Der Mann besieht beides mit einem mehr als skeptischen Blick. Er macht keinerlei Anstalten, die dargebotenen Gegenstände entgegenzunehmen, und Sam kann es ihm nicht mal verübeln. Schließlich würde er selbst genauso zögern, wenn ihm ein vollkommen Fremder plötzlich Tabletten und Alkohol anbietet.

»Du hast die Wahl, entweder du spielst mit oder ich kippe das Zeug ohne halbwegs vernünftige Betäubung drauf. Das wird dann aber richtig übel brennen.« Sam wedelt dabei mit der Whiskyflasche vor dem Gesicht des Mannes herum.

»Glaubst du, mir damit Angst zu machen? Ich habe bereits gesagt, dass ich deine Hilfe nicht brauche.«

»Und trotzdem hast du nicht versucht, mich loszuwerden. Nicht ernsthaft zumindest.«

Sie sehen einander schweigend an und Sam kommt nicht umhin, zu bemerken, dass der Mann erschöpft wirkt. Die Schmerzen und der Blutverlust machen ihm wirklich stark zu schaffen. Sam kann sich kaum vorstellen, was der Fremde gerade durchmacht. Deshalb hofft er umso mehr, dass ihm gestattet wird zu helfen.

»Also ... spielst du jetzt mit?«, fragt er schließlich nochmal nach und reicht dem Fremden erneut die Tabletten. Der Mann hebt zögerlich seine Hand und nimmt die kleinen weißen Pillen entgegen. Er betrachtet sie eingehend zwischen seinen Fingern und riecht kurz daran.

»Hier, zum Runterspülen«, sagt Sam, und ihre Blicke treffen erneut aufeinander. Schließlich scheint sich der Fremde zu ergeben.

Er legt die Pillen auf seine Zunge und nimmt den Whisky entgegen. Mit einem großen Schluck spült er das Schmerzmittel hinunter und gibt die Flasche zurück. Nun heißt es abwarten, bis die Tabletten ihre Wirkung entfalten.

»Ich heiße übrigens Samuel Belgard. Sam reicht völlig«, sagt Sam und grinst den Mann an. »Ist vielleicht etwas spät für Vorstellungen, ich weiß. Aber ich dachte, du würdest gerne wissen, wen du gleich verfluchen darfst.«

Sam erwartet, allerhöchstens ein Knurren zu hören zu bekommen, doch stattdessen antwortet ihm der Mann leise murmelnd: »Yujin ... Gewöhn dich nicht daran.«

»Woran?«

Verwirrt beobachtet er den nun nicht mehr ganz so Fremden. Doch mehr als einen intensiven Blick aus dessen goldenen Augen erhält er nicht. Sam beschließt, sich später Gedanken darüber zu machen.

Vorerst sorgt er dafür, dass sein neuer Freund nicht doch noch verblutet – Freundschaften sind immer so schrecklich zu pflegen, wenn einer Hopps geht.

Stille macht sich zwischen ihnen breit und Sam nutzt den Moment, um seinen Blick schweifen zu lassen. Die Sonne steht nun genau über der Lichtung, doch da sie unter den Ästen der Eiche im Schatten sitzen, hält sich die Mittagshitze in Grenzen. Sam hat bereits die Ärmel seines Pullovers hochgekrempt. Dennoch ist ihm immer noch zu warm.

Wenn es nur die Hitze wäre, hätte er kein Problem damit, jedoch melden sich nun schlagartig wieder Hunger und Durst zurück. Gegen Letzteres könnte er was tun, allerdings möchte er das Wasser nicht kontaminieren, ehe er es seinem neuen Freund über die Wunde kippt. Also zwingt sich Sam dazu, sich zusammenzureißen, und beschließt, erst nach der Behandlung einen Schluck zu trinken.

Sams Aufmerksamkeit richtet sich wieder auf Yujin. Endlich hat sich der Gesichtsausdruck des Mannes etwas verändert, was Sam dazu ermutigt, ihn anzusprechen: »Wie fühlst du dich? Wirken die Tabletten schon?«

Yujins Blick hatte sich in der Zwischenzeit gen Himmel gerichtet und er betrachtet das Blätterspiel. Eine kühle Brise streicht über seine nackte Haut und bringt ihn dadurch zum erzittern.

Die Schmerzen haben seinen Verstand in Watte gepackt, doch langsam scheint es ihm so, als würde seine Wahrnehmung wieder gestärkt werden. Auch wenn er nicht weiß, was Sam ihm gegeben hat, nimmt er an, dass es der Grund für die Verbesserung ist. Allerdings fühlt er sich dennoch zu erschöpft um zu antworten und reagiert nur mit einem undeutlichen Nicken auf die Frage.

Für Sam ist die Kopfbewegung eine ausreichende Bestätigung, und er greift zur Wasserflasche, um die Wunde zu reinigen. Doch bevor er damit anfangen kann, ergreift Yujin erneut sein Handgelenk, diesmal jedoch ohne den schmerzhaften Griff. Der Mann bleibt stumm, aber seine Augen verändern sich und wirken wieder um einiges dunkler und kälter. Neben Unsicherheit und Angst, meint Sam auch immer noch eine große Prise Misstrauen in ihnen zu erkennen.

Ansonsten bleibt Yujins Gesicht regungslos, und Sam ist beeindruckt davon, wie der andere es schafft, all diese Emotionen allein in seinen Augen widerzuspiegeln. Um seinen guten Willen zu zeigen, versucht er Yujins Misstrauen auf seine Art zu zerstreuen.

»Lass mich dir helfen. Dann habe ich meinen Willen bekommen und werde dich nicht weiter nerven. Danach kann ich dich hier guten Gewissens zurücklassen«, sagt Sam und bemerkt, wie hart seine eigenen Worte klingen. Doch dafür ist es bereits zu spät und er kann sie nicht mehr zurücknehmen. Er schüttelt seinen Kopf, um die Reue loszuwerden, und sieht Yujin schließlich durchdringend an. Der Blick aus den goldenen Augen flackert und Sam befreit seine Hand aus dem immer leichter werdenden Griff.

»Also Augen zu und durch!«, sagt Sam, und obwohl er nervöser ist, als erwartet, fängt er mit der Behandlung an.

Vorsichtig gießt er etwas Wasser über die Wunde, um sie von Blut und Dreck zu befreien. Zwischendurch hebt Sam den Blick und trifft dabei auf die goldenen Seelenspiegel. Auf eine merkwürdige Art und Weise faszinieren sie ihn, denn es scheint eine Vertrautheit in ihnen zu liegen, die Sam nicht in Worte fassen kann. Ganz so, als würden sie sich schon ewig kennen.

Sam lenkt seine volle Aufmerksamkeit wieder auf die Verletzung, die er endlich fertig gesäubert hat. Weshalb er sich nun die honigfarbene Whiskeyflasche nimmt und die Flüssigkeit über die Wunde verteilt. Das Desinfizieren wird dabei stetig durch leises Knurren kommentiert, doch Sam ignoriert es. Stattdessen reinigt er erneut die Haut und die Wunde mit Wasser.

»Du müsstest dich etwas vorbeugen. Geht das?«, bittet Sam und hält einen der Stoffetzen vor sich, um zu verdeutlichen, was er vorhat.

»Lässt du mich dann in Frieden?«

Ohne groß darüber nachzudenken, stimmt Sam mit einem Nicken zu. Yujin seufzt und kommt der Bitte nach. Es kostet ihn sichtlich Mühe

und der Schweiß läuft ihm übers Gesicht. Damit er diese Position nicht länger als nötig halten muss, beeilt sich Sam mit dem Verbinden.

Am Ende ist Sam mit dem Ergebnis zufrieden und insgeheim wahnsinnig stolz auf sich. Yujin ist sein erster Patient, und er lebt noch, was definitiv als Erfolg verbucht werden kann.

»Geschafft!«, jubelt er mit einem breiten Grinsen und lehnt sich an eine Wurzel. Auch Yujins Gesicht wirkt erleichtert, seine Züge entspannen sich allmählich und die Anstrengung weicht langsam aus seinem Körper.

Völlig erschöpft schließt Sam die Augen, und ehe er es verhindern kann, schläft er an Ort und Stelle ein. Dadurch bekommt er allerdings nicht mehr mit, wie Yujin seine Kleidung wieder richtet und Sam eine Weile schweigend betrachtet. Behutsam berührt Yujin den Verband und flüstert zwei Worte, die vom warmen Wind ungehört davongetragen werden.

»Merkwürdiger Bengel.«



Sanft kitzelt ein Blütenblatt an Sams Nase. Verschlafen reibt er sich die Müdigkeit aus den Augen und öffnet sie einen Spalt breit. Über sich erkennt er die Äste und Blätter der Eiche, durch die das rötliche Licht des Abendhimmels schimmert. Aus dem Augenwinkel nimmt er Yujins Anwesenheit wahr.

Für einen Moment bleibt Sam regungslos im Gras liegen. Er schließt die Augen wieder und lauscht dem Wind, der sanft durch die Baumwipfel streicht. Resigniert stellt er fest, dass er sich immer noch in dem merkwürdigen Traum befindet, aus dem er einfach nicht erwacht.

Die letzten warmen Sonnenstrahlen des Tages schlagen sich durch das Dickicht und die Lichtung wird langsam von den immer länger werdenden Schatten eingehüllt. Dennoch ist es angenehm warm.

Ganz deutlich kann Sam die Käuzchen bereits die Nacht begrüßen hören. Auch das Geraschel des Waldes erwacht langsam zu neuem Leben. Die fremde Umgebung wirkt seltsam beruhigend auf ihn ein, und er fühlt sich geborgen.

Er denkt an sein Zuhause und wieder quälen ihn unzählige Fragen, lassen Sorgen und Bedenken in ihm aufkommen. Wie lange Sam wohl schon schläft? Ob sich seine Mutter bereits um ihn sorgt?

Doch da er darauf keine Antworten finden kann, versucht er sich damit zu beruhigen, dass in der Realität die Zeit einfach anders läuft und vermutlich der Morgen noch nicht angebrochen ist.

Wie immer, wenn er mit Unsicherheit zu kämpfen hat, klatscht Sam sich die Hände ins Gesicht und setzt ein Lächeln auf. Denn wer lächelt, der zieht das Glück magisch an. Tief ein- und ausatmend erhebt sich Sam schließlich vom Boden und betrachtet erneut die Lichtung. Dabei schüttelt er die trüben Gedanken und Sehnsüchte ab. Im Augenblick ist er hier, wo auch immer das sein mag. Er muss das Beste aus dieser Situation machen, und genau das hat er jetzt vor.

Sams Blick wandert zu dem Mann neben sich. Yujin scheint sich keinen Zentimeter bewegt zu haben und wirkt, als würde er schlafen. Ob er tatsächlich schläft oder nur die Augen geschlossen hält, kann Sam nicht mit Sicherheit sagen. Darum überspringt er das Guten-Morgen-Geplänkel und macht sich daran, seine Schultasche nach etwas Essbarem zu untersuchen. Denn seinem Magen gefällt es überhaupt nicht seit fast zwei Tagen vernachlässigt zu werden. Seinen Durst versucht er mit den letzten Tropfen aus der Wasserflasche zu stillen, doch es reicht bei weitem nicht aus.

Was er in seiner Tasche findet, ist jedoch noch entmutigender. Abgesehen von einem alten, zerdrückten Schokoriegel, den er angewidert aus seinem Mathebuch schält, hat er nichts dabei.

Da fällt mir wieder ein, dass ich mein Pausenbrot nicht mitgenommen habe ... Nicht, dass ich normalerweise viel davon halten würde.

Aber gerade wäre das schon genial, denkt Sam und bemerkt erneut, wie merkwürdig es ist, in einer Traumwelt Hunger zu verspüren. Seufzend sackt er in sich zusammen, und als hätte sein Magen nur darauf gewartet, fängt er an schmerzhaft zu grummeln.

Sam rauft sich verzweifelt die Haare und überlegt angestrengt, wie er an etwas Essbares kommt. Das laute Magenknurren ist dabei jedoch wenig hilfreich. Trotzdem geht er alle Möglichkeiten durch, die ihm spontan einfallen. Beeren sammeln kann er schonmal vergessen. Sam kennt sich damit genauso wenig aus wie mit Pilzen. Er mag vielleicht ein naiver Jungspund sein, aber nicht so dämlich, sich irgendwas in den Mund zu schieben, in der Hoffnung, dass es essbar ist.

Sollte sich in näherer Umgebung ein Fluss oder Bach befinden, wären Fische eine Option. Dort könnte er auch seinen Durst löschen. Nur ob er einen findet, steht in den Sternen. Jagen könnte auch schwer werden, so ganz ohne Waffe. Das einzig Gefährliche, was Sam bei sich trägt, ist sein Mathebuch. Kurz überlegt er, aber schließlich streicht er die Idee wieder. Zumal er nicht glaubt, ein Tier töten zu können. Egal, ob mit oder ohne binomische Formel.

»Das Einzige, was mir noch einfällt, wäre nach Obstbäumen zu suchen. Nen Apfel sollte ich erkennen können, und wie schwer kann es schon sein, ihn vom Baum zu kriegen?«, murmelt er vor sich hin. Schulterzuckend ist es beschlossen. »Fragt sich nur, wo ich nen Apfelbaum finde?«

Aus Ermangelung einer besseren Idee schnappt Sam sich den Schokoriegelmatsch und macht sich auf den Weg die Lichtung zu verlassen. Um sich im Wald nicht heillos zu verirren, holt er sein Handy raus und startet die Kompass-App. Was neben der Taschenlampe so ziemlich die einzige App ist, die gerade funktioniert.

Unterwegs legt Sam noch schnell seine Tasche zum Brustpanzer des Fremden, darauf hoffend, dass sich dieser schon nicht daran stören wird. Doch allzu lange hat Sam ohnehin nicht vor unterwegs zu sein.

Er wirft einen letzten Blick auf Yujin, dann wandert er los, immer in Richtung Norden. So glaubt er, die Chance zu mindern, sich zu verlaufen. Dabei verdrückt er den matschigen Schokoriegel. Allerdings meldet sich sein Magen schon nach ein paar Minuten erneut zu Wort und knurrt lauter als die pummelige Katze seines Opas.

Da sich Sam an dem Geräusch stört, beginnt er kurzerhand damit, fröhlich vor sich hin zu summen. Mit einem lustigen Wanderlied auf den Lippen fühlt es sich gleich viel angenehmer an, durch den düsteren und unbekanntem Wald zu schreiten. Doch je weiter er zwischen den vermeintlich endlosen Bäumen umherwandert, desto mehr schwindet seine gute Laune auch wieder.

»Langsam fühl ich mich echt verarscht! Kann doch nicht sein, dass hier nicht ein einziger Obstbaum zu finden ist.« Grummelnd bleibt Sam stehen und wirft die Hände in die Luft.

Ob Yujin sich wohl wundert, wo Sam hin ist? Kurz überlegt er, ob er nicht langsam zurück zur Lichtung gehen sollte. Andererseits hat er echt Hunger. Doch mittlerweile bezweifelt er, dass er bei seiner Wanderung ohne Sinn und Verstand überhaupt irgendetwas findet. Yujin kennt sich vermutlich deutlich besser in der Gegend aus. Hätte er doch nur darauf gewartet, dass dieser aufwacht.

Nach einigem Hin und Her entscheidet sich Sam schließlich dazu, den Rückweg anzutreten. Falls es Yujin schon wieder gut genug geht, kann Sam ihn in ein Krankenhaus begleiten und dann nach einer Fressbude suchen. Der Gedanke an diese Möglichkeit lässt Sam regelrecht das Wasser im Mund zusammenlaufen.

Doch gerade, als er diesen Gedanken in die Tat umsetzen will, durchdringt ein lautes, furchteinflößendes Knurren die Stille des Waldes und hält Sam davon ab, sich umzudrehen.

The background of the page is a decorative illustration of a branch with several leaves. The leaves are rendered in a light, semi-transparent style, creating a soft, ethereal effect. The branch itself is dark and detailed, with small thorns or buds. The overall aesthetic is clean and naturalistic, fitting the theme of a forest or wilderness.

KAPITEL 4

Kreaturen des Waldes

Heißer Atem bläst in Sams Nacken und hinterlässt unangenehm feuchte Spuren. Ein kehliges Knurren fordert seine ungeteilte Aufmerksamkeit.

Bitte lass es nur ein Riesenkaninchen im Stimmbruch oder ein zahmer Zirkusbär sein. Völlig egal was, es soll nur harmlos sein!

Zu allen Göttern betend, die ihm spontan einfallen, wagt Sam es, sich langsam umzudrehen. Ein weiterer Atemstoß lässt ihn erstarren und er atmet unwillkürlich ein. Der Geruch, der ihm dabei in die Nase dringt, dreht Sam den Magen um. Reflexartig verschließt er mit seinen Händen Mund und Nase und reißt die Augen weit auf. Kaum einen ganzen Schritt entfernt steht eine Kreatur, die der Hölle persönlich entstiegen sein muss.

Die vier kräftigen Extremitäten des Monsters ähneln denen eines Vogels. Sie sind schuppig und das leicht Gelbliche der Haut hebt sich unangenehm von den Knochen ab, die stellenweise sichtbar sind. Tief-schwarze Krallen bohren sich in den festen Waldboden und hinterlassen im Untergrund Furchen, die so tief sind, wie Sams Arm lang ist. Der Schwanz der Bestie wirkt wie der einer Ratte und erstreckt sich bis auf den Boden, wo er den Staub aufwirbelt.

Der Rumpf hingegen erinnert Sam entfernt an einen Bison. An den Stellen, an denen der dunkle Pelz nicht fehlt, wuchert er gerade zu und überdeckt so einen Großteil des vorderen Rumpfs, welcher fünfmal so

breit ist wie Sam selbst. Auch in die Höhe misst die Kreatur locker drei Meter. Das Schlimmste an dem Wesen ist jedoch zweifellos der Wolfschädel. Die Haut ist seltsam zerfleddert und fehlt teilweise komplett, sodass man bis auf den Knochen blicken kann. Zwei nach hinten gebogene Hörner klaffen aus dem furchtbaren Schädel.

Es bleckt die Zähne und knurrt. Dabei blitzen Sam messerscharfe Zinken mordlustig entgegen. Blutrote Augen, die tief in ihren Höhlen zu verschwinden scheinen, starren ihn nieder.

Sam überkommt eine überwältigende Welle der Verzweiflung, die sich in seinem Inneren ausbreitet und ihm den kalten Schweiß auf die Stirn treibt. Seine Pupillen vergrößern sich, sein Herz fängt an zu rasen und seine Atmung wird immer schneller.

In einer exorbitanten Geschwindigkeit rattert Sams Gehirn auf der Suche nach einer Lösung, doch die zündende Idee fällt nicht. Da ist kein Groschen, kein Geistesblitz. Nur ein einziger Gedanke drängt sich ihm immer wieder auf: *Lauf!*

Sams Augen zucken wild hin und her, während er fieberhaft nach einer Schwachstelle oder einem Ausweg sucht. Erstaunlich klar nimmt er dabei die Bäume und die schier unendlichen Schatten wahr, die sich dazwischen verbergen. Spürt, wie der Wind sich träge durch die Wipfel schmiegt und dabei kein einziges Geräusch verursacht. Auch die Kreaturen, die nun der Dunkelheit entsteigen, bewegen sich nahezu lautlos, und so bleibt Sams pulsierender Herzschlag das Einzige, was in seinen Ohren zu dröhnen scheint.

Besorgt muss Sam feststellen, dass sich der Wald gegen ihn verschworen hat, und seine Verzweiflung steigt synchron mit der Anzahl der Kreaturen an, die hinter den Bäumen und Büschen hervortreten. Sie positionieren sich um ihn herum und rauben Sam damit jede Fluchtmöglichkeit. Es tauchen immer mehr der bedrohlichen Gestalten auf. Aus drei werden fünf, dann zehn. Sie sind überall. Kleiner, als der unmittelbar vor ihm, doch nicht weniger furchteinflößend.

Ein Schauer durchfährt Sams Körper und er erzittert vor Angst, als ihm klar wird, dass ein Kampf gegen diese Monster aussichtslos ist. Tränen brennen in seinen Augen, doch er zwingt sich, sie zusammen mit dem Kloß in seinem Hals hinunterzuschlucken. Hinter sich hört er, wie eines der Wesen mit den Vogelkrallen am Boden scharrt. Einer zu seiner Linken knurrt leise und senkt unheilvoll den Kopf. Ein Weiterer beugt seinen Körper, als würde er zum Sprung ansetzen. Bei jedem weiteren Geräusch, das es schafft, seinen Herzschlag zu übertönen, zuckt Sam bitterlich zusammen und er sendet ver- zweifelte Gebete gen Himmel.

Mir völlig egal ob das ein Traum, die Realität oder etwas völlig anderes ist, jetzt wäre der perfekte Moment, um aufzuwachen!, denkt er flehend.

Das Wesen, welches direkt vor ihm steht, hebt leicht den Kopf und reckt die Schnauze in die Höhe. Prompt reagieren die anderen Kreaturen darauf. Sie weichen einen Schritt zurück und setzen sich entspannt auf ihre Hinterbeine. Bei der Vorstellung, was diese Wesen mit ihm machen werden, erschaudert Sam.

Erst jetzt bemerkt Sam, dass das Monster vor ihm als einziges Hörner besitzt, und lenkt sich kurzzeitig mit der Überlegung ab, ob er wohl der Anführer des Rudels ist. Doch Zeit, um groß darüber nachzudenken, bleibt ihm nicht. Der vermeintliche Anführer öffnet quälend langsam sein riesiges Maul. Für eine Schreckenssekunde vergisst Sam sogar das Atmen. Er kneift die Augen zusammen und erwartet den unvermeidlichen Anflug von Schmerz, wenn sich die scharfen Reißzähne erstmal in sein Fleisch schlagen.

»Es hat seit Jahrhunderten kein Mensch mehr gewagt, in unser Territorium einzudringen! Bist du mit der Absicht hergekommen, uns Helveti olentoja zu vernichten? Oder bist du nur ein Narr, der sich verirrt hat?«, erklingt eine raue Bassstimme, die vom Wald wie ein grausames Echo verstärkt wird.

Geschockt davon, dass das Wesen ihn angesprochen hat, dass es gar der menschlichen Sprache mächtig ist, starrt Sam ihn entsetzt an. Vor lauter Fassungslosigkeit entweichen ihm auf einmal Worte, ohne dass er sie noch aufhalten kann: »Abgesehen davon, dass ihr scheiße unheimlich aussieht, könnt ihr auch noch sprechen?!«

Nach einem Moment des Schreckens erfüllt ein tiefes, grollendes Lachen den Wald. Das Wesen scheint sich über Sam zu amüsieren und das Geräusch ist derart einnehmend, dass selbst der Boden im Takt vibriert. Eine Kreatur aus den hinteren Reihen ruft: »Dann also kein Jäger. Nur ein Appetithappen, der sich verlaufen hat.«

Begeisterte Ausrufe folgen von allen Seiten. Bereits zum hundertsten Mal in den letzten Minuten wünscht Sam, er würde sich endlich in Luft auflösen. Doch seine Gebete werden auch weiterhin nicht erhört.

Ruhig, Sam! Das ist nur ein Traum, ein wirklich grauenvoller und mega realistischer, aber trotzdem nur ein Traum, denkt er verzweifelt und darum bemüht, sich selbst zu beruhigen, wenn du nicht aufwachen kannst, musst du eben kämpfen. Also Atme einmal tief durch, dann wirf mit Sprüchen um dich und verwirre sie.

Sich in Gedanken auf seine nächste Aktion vorbereitend, nimmt Sam einen tiefen Atemzug. Er stellt sich aufrecht hin und richtet seinen Blick geradewegs auf den Anführer. Er streckt selbstbewusst das Kinn vor, während er das Zittern seiner Knie und das Schlottern seines Kiefers so gut es geht unterdrückt. Dann sammelt er sich und sucht nach den richtigen Worten. Versucht sich dabei an Filme, Serien und Bücher zu erinnern und an die Helden darin. Was sind geeignete Worte, wenn man dem Tod selbst in die Augen starrt?

Schließlich entscheidet sich Sam dafür, sich zu verbeugen. Die Geräusche um ihn herum verstummen und die wilden Rufe der Monster weichen einer gespannten Stille. Ihre Aufmerksamkeit gilt nun voll und ganz ihm. Sam richtet sich wieder auf, den Blick weiterhin unverwandt nach vorn gerichtet, und starrt der Kreatur in die blutroten Augen.

»Man nennt mich den Helden vom Erdbeerfeld, den Kampfhundstreichler!«, verkündet Sam mit vermeintlich fester Stimme, »Ich bin nur auf der Durchreise, und wenn ihr mich einfach ziehen lasst, werde ich gnädig sein.«

Stille. Keines der Wesen regt sich und die Zeit erscheint ihm wie eingefroren. Der Wind kommt zum Erliegen und selbst die Geräusche aus dem Hintergrund verstummen. Es ist so leise, dass Sam das Rauschen seines eigenen Blutes hören kann, und es macht ihm Angst. Die Anspannung in seinem Körper will nicht weichen und mit jeder Sekunde fällt es ihm schwerer, nicht einfach zusammenzubrechen und loszuheulen. Er weiß selbst nicht, wie er auf die Idee kommt, sich als Kampfhundstreichler zu bezeichnen. Aber wenn es ums Reden geht, kann er sich genau wie der Held vom Erdbeerfeld behaupten. So hatte ihn seine Mutter früher manchmal genannt. Immer dann, wenn er mit seinen wilden Ausflüchten und Geschichten ankam. Mit etwas Glück wissen die Kreaturen nicht um die Bedeutung des Titels.

Das schrecklich laute Lachen lässt Sam zusammenzucken. Der Anführer scheint sich förmlich totzulachen und es dauert eine gefühlte Ewigkeit, bis er sich weitestgehend beruhigt hat. In dieser Zeit gibt keines der anderen Wesen auch nur einen Mucks von sich. Sam selbst ist wie gelähmt und beobachtet das Monster schweigend. Dann, als das Lachen endlich verklingt, öffnet die gehörnte Kreatur erneut ihr Maul.

»Das ist das erste Mal, dass mir ein derart unterhaltsamer Mensch unterkommt. Ein Held willst du sein? In dieser Kleidung, ohne Waffe und so zierlich wie ein Ast?«

Ein ausgelassenes Lachen bricht nun auch bei den anderen Wesen aus und lässt den Boden unter Sam wackeln.

»Keine Sorge, wir haben nicht vor, dich zu fressen«, erklärt der Gehörnte weiter. »An dir ist ohnehin nichts dran, kleiner Erdbeerheld. Und um ehrlich zu sein, sind wir nicht mal Fleischfresser.« Ein theatrales Seufzen ertönt aus den hinteren Reihen der Kreaturen, gefolgt

von einem pikierten Räuspern. »Das ist nur unsere Art, herauszufinden, mit wem wir es zu tun haben. Man kann in der heutigen Zeit nicht vorsichtig genug sein. Aber solange du kein Feind bist, betrachten wir dich als Freund.«

Die Kreatur macht es Sam gleich und verbeugt sich respektvoll. Das Rudel folgt dem Beispiel ihres Anführers. Auf einmal fühlt sich Sam ganz leicht. Sämtliche Last, all seine Ängste scheinen wie weggeblasen, auch wenn ein Restzweifel bleibt.

Er hofft inständig, dass sich die Kreatur nicht plötzlich umentscheidet und ihm doch noch den Kopf abbeißt. Aber obwohl diese Wesen so schrecklich finster aussehen, erwecken sie nun keineswegs mehr den Anschein, bössartig zu sein.

»Sowas Bizarres kann echt nur mir passieren. Was für ein dämlicher Traum«, nuschelt Sam leise vor sich hin.

Und schließlich geben seine zitternden Beine doch noch nach. Er lässt sich erschöpft auf den Boden sinken und spürt den herannahenden Muskelkater. Die ganze Anspannung war eindeutig zu viel für seinen Körper und seine Nerven.

Langsam treten die Kreaturen zurück und verschwinden wieder in den Schatten hinter den Bäumen. Am Ende bleiben nur Sam und der Gehörnte übrig, der die Gelegenheit nutzt, um ihn anzusprechen.

»Sag, Mensch, du suchst Essbares, nicht? Dein grummelnder Magen ist bis in den letzten Winkel des Waldes zu hören. Folge mir.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, dreht er sich um und schlendert gemächlichen Schrittes voran. Mit zittrigen Beinen erhebt sich Sam und macht sich daran, dem riesigen Tier zu folgen.

»Was seid ihr?«, haucht Sam, während er versucht, Schritt zu halten. Wieder erklingt ein belustigtes Geräusch von der Kreatur, das wie ein Echo durch den Wald hallt.

»Helvetti olentoja, Chimären der Urzeit, Wolfsdämonen. Such dir was aus. Unsere ursprünglichen Namen sind längst in Vergessenheit

geraten. Die Menschen haben uns mit der Zeit viele neue gegeben.«

Ein Kloß bildet sich in Sams Hals. Er hat natürlich bemerkt, dass es sich bei diesen Kreaturen nicht gerade um handzahme Pudel handelt, aber Dämonen?

Er muss an den fremden Mann denken, der das Wort »Mensch« auf eine ähnlich merkwürdige Art betont hat. Vielleicht ist er ebenfalls ein Dämon. Sam wirft einen Blick auf die Kreatur vor ihm und verwirft den Gedanken schnell wieder.

Verdammt, wo bin ich hier nur gelandet?, denkt Sam frustriert. Das alles erscheint ihm immer mehr wie ein schlechter Scherz. Die Vorstellung, in ein Abenteuer zu stolpern, hatte für ihn einen gewissen Reiz. Aber nichts von dem, was bisher passiert ist, scheint für ihn einen Sinn zu ergeben.

Was zum Teufel soll das alles? Diese Kreatur hat mich sogar ausgelacht, und er hat auch noch recht. Selbst mit Rüstung und Schwert könnte ich mich nicht verteidigen.

Der Dämon wirft ihm einen undefinierbaren Blick zu, doch Sam ist zu sehr in Gedanken versunken, um sich darüber auch noch welche zu machen. So wandern sie eine Weile durch den Wald. Hin und wieder wirft Sam dabei einen Blick auf sein Handy. Da er dem Dämon noch nicht so richtig vertraut, hofft er, dass er im Fall der Fälle mit Hilfe seiner Kompass-App den Rückweg findet.

Doch mit jedem Schritt wachsen Sams Sorgen, dass er den Weg zur Lichtung nicht mehr finden wird. Es ärgert ihn, dass er seine Tasche zurückgelassen hat. Seine Mum würde außer sich vor Wut sein, sollte er seine Schulsachen verlieren. Auch wenn es besonders um das Mathebuch nicht sonderlich schade wäre. Sam seufzt, dabei achtet er nicht auf den Weg und läuft fast in die Kreatur hinein, die ohne Vorwarnung stehen bleibt.

Als er den Blick hebt, erkennt er auch den Grund dafür: Vor ihm erstreckt sich eine weitere Lichtung, noch magischer als die vorherige.

Die vielen kleinen Bäume, die auf der Wiese stehen, strahlen ein sanftes Leuchten aus. Dieses zarte Licht reicht aus, um den Ort, der sich unter den Laubdächern großer Eichen vor der Sonne verbirgt, ausreichend zu erhellen. Einige der Bäume erstrahlen in warmen gold-gelben Farbtönen, während andere kühle blau-grüne Töne aufweisen.

Die vertrauten Silhouetten der Fischbienen wabern durch die Luft und sammeln das sanfte Mondlicht, das es durch das Laubdach schafft, mit ihren Kugeln ein. Sam beobachtet fasziniert, wie sie von Baum zu Baum fliegen. Leises Zirpen von Zikaden erschallt vom Rande der Waldwiese. An manchen Stellen stehen die Helvetti olentoja in Gruppen und grasen friedlich. Einige von ihnen heben ihre Köpfe, als Sam und der Anführer aus dem Dickicht treten. Ein Schauer durchläuft ihn und er hofft inständig, dass es sich nicht um eine Falle handelt.

»Das ist die Olento niitty. Die Heimat meiner Brüder und Schwestern. Sieh dich ruhig um und iss etwas. Sämtliche der Früchte sind verzehrbar, also nimm so viel, wie du willst«, erklärt der Gehörnte. Damit lässt er Sam allein und stapft davon.

Für einen Moment beobachtet Sam noch, wie der Dämon sich entfernt, bevor er langsam auf einen der leuchtenden Bäume zugeht. Überraschenderweise handelt es sich dabei um einen Obstbaum und Sam amüsiert sich über diesen Zufall.

Beim nächsten Mal geh ich los und suche den Heiligen Gral oder sowas. Vielleicht find ich den dann genau so einfach wie die Obstbäume, denkt er und schmunzelt darüber.

Noch vor wenigen Minuten dachte er, sein letztes Stündchen hätte geschlagen. Jetzt hier auf dieser Lichtung zu stehen, erscheint ihm mehr als surreal. Für einen Moment glaubt Sam sogar, dem Wahnsinn erschreckend nahe zu sein, aber er besinnt sich schnell und streckt die Hand nach einer Frucht aus. Kaum hat er sie gepflückt, hört das Leuchten auf, und er hält einen ganz gewöhnlichen Pfirsich in der Hand.

Stirnrunzelnd beißt Sam erst nur ein kleines Stückchen ab und

stellt fest, dass die Frucht völlig normal schmeckt. Hastig verschlingt er sie und sein knurrender Magen dankt es ihm. Schnell greift er nach einigen weiteren Früchten und füllt damit seinen ausgehungerten Bauch.



Völlig satt und glücklich sitzt Sam einige Zeit später unter einem der Obstbäume. Aufmerksam beobachtet er von dort aus die Kreaturen um sich herum. Bisher hat sich keiner der Helvetti an ihn heran getraut, was vermutlich an seinem ausufernden Fressanfall lag. Doch nun kommen langsam einige näher. Es scheinen Jungtiere zu sein, zumindest geht Sam davon aus, da sie deutlich kleiner und weniger bedrohlich anzusehen sind. Sie erinnern ihn eher an überdimensionierte Hunde.

Der Kleinste von ihnen geht auf Sam zu und stupst ihn von der Seite an. Sacht hebt Sam seine Hand, um das Jungtier zu streicheln. Er staunt darüber, dass das Wesen nichts dagegen hat, streicht er ein paar Mal über den Wolfskopf. Das Fell ist zwar bei weitem nicht so weich wie das der Fischbienen, aber Sam genießt das Gefühl dennoch sehr. Der Kleine streckt sich nach Sams Hand und verlangt mit einem gurrenden Laut mehr.

»Du gurrst ja wie eine Taube. Der Wahnsinn!«

Schnell ist auch der letzte Funken Angst überwunden. Er schmust und spielt mit dem Kleinen, dem er liebevoll den Namen Wolfsköpfchen gibt. Dabei wird er von den Helvetti aus Argusaugen beobachtet. Doch bereits nach nur wenigen Minuten gesellen sich weitere Jungtiere zu ihm. Gemeinsam toben sie ausgelassen über die gesamte Lichtung, und Sam lacht dabei ausgiebig. Er erklärt den Kreaturen sogar, wie man Räuber und Gendarm spielt. Schnell finden sich einige Erwachsene, die ebenfalls mitmachen.

Mehr als einmal landet Sam beim spielen im Dreck, weil Wolfsköpfchen ihn voller Elan einholt. Dass er keine Chance gegen die guten

Nasen der Helvetti hat, stört ihn nicht oder hält ihn gar davon ab, sich trotzdem zu verstecken. Nach derart nervenaufreibenden Tagen genießt Sam den heiteren und skurrilen Abend in vollen Zügen.

Irgendwann gesellt sich der Anführer wieder zu Sam, während die Kleinen eines nach dem anderen zurück in den Wald laufen. Wolfsköpfchen ist der letzte, er verabschiedet sich mit einem feuchten Kuss auf Sams Wange und läuft seinen Freunden hinterher.

»Du verstehst dich gut mit ihnen«, bemerkt der Anführer. Sam lächelt den Helvetti an und stellt dann eine Frage, die ihn schon zuvor beschäftigt hat: »Warum sprechen sie nicht? Können sie es nicht?«

Gerade weil Sam bereits beim Herumtollen aufgefallen ist, dass nur die älteren Kreaturen sprechen, musste er nun einfach nachhaken. Kurz zögert der Gehörnte, doch dann erklärt er: »Sie sind zu jung. Es dauert noch viele hundert Jahre, bis sie es gelernt haben.«

Verstehend nickt Sam. Ob das nun Sinn macht oder nicht, ist ihm eigentlich ziemlich egal. Aber endlich hat er jemanden gefunden, dem er ein paar seiner unzähligen Fragen stellen kann.

»Darf ich dich noch etwas fragen?«, erkundigt er sich deshalb nach einer Weile des Schweigens. Der Gehörnte nickt und Sam deutet auf die Fischbienen. »Was sind das für Tiere und warum sammeln sie das Mondlicht? Ich bin gestern schon welchen begegnet, konnte aber niemanden da- nach fragen.«

Der Helvetti gurrte leise und betrachtet die seltsamen Fische ebenfalls. Seine Augen folgen einer Forelle, die verspielt einige Pirouetten dreht, ehe sie sich auf einem leuchtenden Baum niederlässt.

»Wir nennen sie Nahla. Sie helfen Verlorenen, ihren Weg wiederzufinden. Manchmal scheint es sogar so, dass sie dabei den Fäden des Schicksals folgen. Dabei erhellen sie die dunkelsten Orte dieser Welt mit dem Licht des Mondes.«

Die tiefe Stimme wirkt seltsam beruhigend auf Sam und es kommt ihm so vor, als hätte er durch diesen kurzen Austausch eines der vielen

Geheimnisse dieser Traumwelt gelüftet. Eine neue Art von Sympathie für die Nahla erwacht in seinem Inneren.

Wieder kehrt eine angenehme Stille ein, in der Sams Gedanken zurück zu Yujin wandern. Jetzt, da Sam gegessen hat, sollte er wohl langsam, aber sicher wieder zurückkehren.

»Hör mal, ich bin wirklich dankbar für eure Gastfreundschaft, aber ich muss wieder gehen«, erklärt Sam dem Helveti so höflich wie möglich.

»Mach dir um uns keine Gedanken, wir haben nicht vor dich gegen deinen Willen hierzubehalten. Ich begleite dich auch gerne aus dem Wald heraus.«

»Das ist wirklich nicht nötig. Ich werde den Weg schon irgendwie alleine finden«, winkt Sam ab, aber die Kreatur lässt sich nicht umstimmen. Schließlich gibt Sam seufzend nach.

»Ich muss allerdings darauf bestehen, dass wir mit dem Aufbruch bis zum Morgengrauen warten.«

Verwundert sieht Sam den Gehörnten an und fragt: »Wieso denn? Ist der Wald nachts gefährlich?«

»Nicht nur des nachts. Kevad ist ein wildes Land. Hier ist es für einen Menschen wie dich immer und überall gefährlich.«

»Kevad?«

Der Helveti nickt und richtet seinen Blick nach oben. Sam beobachtet ihn, wie er die wiegenden Blätter und Äste über der Lichtung betrachtet. Genießend schließt der Gehörnte seine Augen und der Wind streicht ihm sanft durch das Fell. Dann nickt er und lächelt dabei, fast so, als hätte ihm die Brise etwas Faszinierendes ins Ohr geflüstert.

»Es ist das Reich des Frühlings und der Freiheit. Aber unterschätze es nicht, denn das Temperament seiner Bewohner steht dem seiner Königin in nichts nach.«

Sam legt den Kopf schief. Er versteht nicht so ganz, was der Helveti ihm damit sagen will, aber das mit der Königin klingt in seinen Ohren interessant. Und bringt ihn wieder zurück zu seiner Helden-Fantasie.

Erleichtert darüber, dass das alles scheinbar wirklich nur ein Traum ist, freut sich Sam schon darauf, diese Königin kennenzulernen.

Schulterzuckend akzeptiert er also die Entscheidung des Gehörnten, da ein paar Stunden mehr oder weniger für ihn ohnehin keinen Unterschied mehr machen. Es ist beinahe eine surreale Wendung, dass Sam nun dem Monster, das zuvor noch damit drohte, ihn zu fressen, blind vertrauen und bei ihm übernachten soll. Doch die Erlebnisse der letzten Stunden haben ihm gezeigt, dass er die Helvetti olentoja, nicht mit den Dämonen, die er aus Filmen kennt, gleichsetzen kann.

»Komm, es wird langsam kalt. Wärme dich an meinem Fell, während du schläfst«, spricht der Gehörnte und macht es sich unter einer der leuchtenden Baumkronen gemütlich.

Zu Sams Erstaunen gesellen sich weitere Helvetti dazu und legen sich um den Baum herum, platzieren ihre Köpfe auf den Körpern der anderen. Es ist ein friedliches Bild, das sich vor ihm entfaltet; ein Zeichen der Verbundenheit und des Vertrauens. Sam zögert nicht lange und lehnt sich an den Rudelführer, spürt die wohltuende Wärme seines Fells. Auch die Jungtiere kommen nun von ihrem Ausflug zurück und legen sich zu ihren Eltern. Das Wolfsköpfchen eilt sofort wieder zu Sam und schmiegt sich dicht an ihn heran.

Sam drückt seine Nase in das Fell und atmet den Duft von frischer Erde ein. Ein Gefühl von Wehmut durchströmt ihn dabei, da er sich bewusst ist, dass seine Zeit mit den Helvetti bald zu Ende geht. Trotzdem lässt er sich von dem sachten Heben und Senken der Brust des Monsters in den Schlaf tragen. Begleitet wird er dabei von den friedlichen Geräuschen der Dämonenlichtung.



Mit dem ersten Licht der Morgendämmerung wird Sam von einer feuchten Zunge geweckt. Wolfsköpfchen sitzt gurrend vor ihm und fixiert ihn

mit seinen rot leuchtenden Augen. Für einen kurzen Moment ist Sam von diesem Anblick verwirrt, doch dann richtet er sich auf und streicht dem kleinen Kerlchen liebevoll über das Fell. Als Belohnung erhält er erneut ein herzliches Gurren.

Ich bin immer noch hier. Warum nur wache ich nicht aus diesem Traum auf?, stellt sich Sam erneut die Frage, die ihn bereits seit drei Tagen quält und auf die er einfach keine Antwort weiß. Obwohl in ihm noch immer die Abenteuerlust glüht, werden die Sorgen mit jeder Stunde größer. Denn was ist, wenn er nie wieder aufwacht?

»Die Nacht ist vorbei. Wenn du bereit bist, begleite ich dich zurück.«

Der Gehörnte blickt zu Sam und dem Jungtier auf. Er lehnt immer noch am Baumstamm, und Sam spürt, wie er leicht errötet. Er hat völlig ausgeblendet, dass es sich bei dem kuschligen Bett, auf dem er es sich gemütlich gemacht hatte, um das Fell des Helvetti handelt. Eilig steht Sam auf und stimmt murmeln zu.

Er befürchtet zwar, dass er Yujin mittlerweile nicht mehr auf der Lichtung vorfinden wird. Dennoch möchte Sam sicherheitshalber nachsehen und zumindest seine Tasche holen.

Noch während er das denkt, erregt ein leises Fiepen seine Aufmerksamkeit. Wolfsköpfchen sieht ihn mit traurigen Augen an, und Sam fragt sich, was der Kleine ihm versucht mitzuteilen. Vielleicht möchte er, dass Sam bei ihm bleibt. Oder aber er weiß, dass Sam zurückkehren muss, und ist traurig darüber, dass er nicht mitkommen kann.

Der Gehörnte beobachtet die beiden dabei aufmerksam. Er ist beeindruckt von Sams liebevollem Umgang mit den Welpen. So gut wie nie verirren sich Menschen in diesen Teil der östlichen Wälder, und noch weniger davon waren ihnen freundlich gesinnt. Umso mehr freut es ihn, dass sein Vertrauen in das Menschenkind gerechtfertigt war.

Er hatte sofort erkannt, dass Sam zur gutmütigen Sorte gehört, sonst hätte er ihn auch niemals zur Lichtung geführt. Doch es sind nicht nur

die Welpen, auch die Nahla scheinen Sam zu mögen. Für den Gehörnten ist das ein deutliches Zeichen, dass dieser Mensch jemand Besonderes ist. Es überrascht ihn daher nicht, dass selbst der Wind über ihm flüstert. Etwas, was dieser sonst nur auf Geheiß der Königin tut.

Der Helvetti ist sich ohne jeden Zweifel sicher, dass sich dieser Mensch als würdig erweisen wird.

Eine Weile noch betrachtet er den Jungen schweigend, bevor er zufrieden nickt und den Aufbruch einleitet. »Na schön. Iss noch etwas, dann brechen wir auf.«

Der Gehörnte erhebt sich und verschwindet in der Dunkelheit hinter den Bäumen, um mit einigen aus seinem Rudel zu sprechen. Wolfsköpfchen und Sam stehen ebenfalls auf und pflücken weiteres Obst von den leuchtenden Ästen. Ein paar davon verspeisen sie gleich vor Ort, während Sam vorsichtshalber noch welche als Reiseproviant in seine Hosentasche steckt. Zum Glück sind die so tief, dass eine ganze Menge Früchte darin Platz finden.

Zum Abschied knuddelt er Wolfsköpfchen nochmal durch und bekommt von dem Kerlchen einen feuchten Abschiedskuss aufgedrückt. Sam hofft, dass sie sich irgendwann wieder begegnen, obwohl er es für unwahrscheinlich hält. Ein Gefühl sagt ihm, dass sich ihre Wege nicht erneut kreuzen werden.

Schweren Herzens löst Sam sich von seinem neuen Freund und schlendert auf den Gehörnten zu, der am Rande der Lichtung bereits auf ihn wartet. Einige der anderen Kreaturen haben sich ebenfalls dort versammelt und sich vor ihrem Anführer aufgestellt. Sie betrachten Sam mit ihren dunklen Augen, und er fühlt sich etwas unbehaglich in dieser Situation. Stumm fragt er sich, was wohl als Nächstes geschehen wird, als auch schon einer der Helvetti vortritt. Die Blicke der Kreaturen scheinen ihn förmlich zu durchdringen, fast so, als könnten sie bis tief in sein Innerstes blicken. Genau diese Intensität verwirrt ihn, und Sam weiß nicht, wie er sich verhalten soll oder was von ihm erwartet wird.

Trotz seiner inneren Unruhe versucht Sam, ruhig zu bleiben und erst einmal abzuwarten. Der Helvetti bleibt kurz vor Sam stehen und beugt seinen Kopf zum Boden. Ein Zweiter nähert sich nun ebenfalls und richtet seine Worte direkt an Sam.

»Du magst kein Krieger sein, doch wir sind uns sicher, dass du zu jemandem wirst, der sich eines Kriegers Waffe als würdig erweist. Zwar kennen wir weder dich, deine Vergangenheit noch deine Zukunft, doch wir sehen Potenzial in deinen Augen und in deinen Handlungen. Deine Güte wird dir den Weg weisen, solange du sie dir bewahrst.«

Der erste Helvetti hebt seinen Kopf wieder und tritt einen Schritt zurück und gibt so den Blick auf einen Gegenstand frei. Mit großen Augen starrt Sam den edlen Dolch an.

»Es ist ein Geschenk der Helvetti olentoja, die wir seit Anbeginn der Zeit in der Welt Hangaia leben. Wir sind uns sicher, dass du früher oder später eine Waffe brauchen wirst. Der Dolch wird dich und das, was du schützen willst, zu verteidigen wissen. Nutze ihn weise, und er wird dir seine wahre Macht offenbaren.«

Mit diesen letzten Worten verschwinden die Helvetti olentoja und lassen sich wieder unter den Obstbäumen nieder. Nun steht nur noch der Gehörnte am Waldrand und wartet geduldig. Sam starrt den Helvetti eine Weile nach. Seine Gedanken drehen sich um die kryptischen Worte, die so viel mehr zu bedeuten scheinen, als ihm klar ist. Diese Welt, von der sie so ehrfürchtig sprechen, ist sie wirklich nur ein Traum?

Sam fühlt eine Mischung aus Ehrfurcht und Dankbarkeit, als er den Blick auf den Dolch richtet. Er erkennt, dass es sich dabei um mehr als nur ein simples Geschenk handelt. Es ist eine Anerkennung, eine Chance und eine Verantwortung und zugleich.

Mit zitternden Händen hebt Sam den Dolch auf und betrachtet ihn eingehend. Der Griff besteht aus einem hellen, hornähnlichen Material, das sich geschmeidig in seine Handfläche fügt, als wäre er speziell für ihn gemacht. Ein kleiner grüner Edelstein mit einem seltsamen Nebel

in seinem Inneren schmückt den Knauf. Die Klinge selbst steckt in einer schmucklosen, ledernen Scheide. Vorsichtig zieht Sam den Dolch heraus und betrachtet die Schneide staunend. Leichte Muster winden sich über die tiefschwarze Klinge, die im Licht grünlich schimmert.

Mit leisen Schritten nähert sich der Gehörnte und stellt sich neben Sam. Er hat seinen Blick ebenfalls auf den Dolch gerichtet und sagt: »Das sind uralte Schriftzeichen.«

»Und was bedeuten sie?«

»Das weiß ich leider nicht«, entgegnet der Gehörnte und schüttelt bedauernd den Kopf. Dann gibt er ein Geräusch von sich, einem Seufzen nicht unähnlich und spricht weiter. »Unsere Vorfahren bewahren den Dolch seit vielen Jahrhunderten auf. Doch im Grunde haben wir keine Verwendung dafür. Vielleicht erhält er durch dich endlich einen Zweck.«

»Das klingt nach einer großen Verantwortung.«

Der Gehörnte bricht in herzhaftes Lachen aus und sagt: »Denk nicht zu viel darüber nach. Nimm ihn und folge deinem Gefühl. Du wirst schon sehen, den richtigen Weg findest du dann ganz von selbst.«

Aufsehend schenkt Sam dem Wesen vor sich ein zaghaftes Lächeln. Es mag seltsam klingen, aber die Worte des Gehörnten erfüllen ihn tatsächlich mit einem Gefühl von Hoffnung. Die Unruhe in seinem Inneren lässt langsam nach und weicht der Vorfreude. Endlich nimmt dieser Traum eine aufregendere Wendung an. Genau so hatte Sam sich sein Abenteuer erhofft.

»Danke, wirklich das ... es bedeutet mir viel«, sagt Sam aufrichtig. »Obwohl wir einander kaum kennen, haben mich die Helvetti olentoja sehr freundlich behandelt. Ihr mögt zwar unheimlich aussehen, aber ihr seid gar nicht so übel.«

Obwohl Sams Grinsen etwas schief ist, erkennt der Gehörnte dennoch die Ehrlichkeit darin. Er erwidert das Lächeln und zeigt seine vielen spitzen Zähne. Es ist ein furchteinflößender Anblick, der so gar nicht zu dem freundlichen Wesen passen will.

Nachdem Sam seinen neuen Schatz sicher am Bund seiner Hose befestigt hat, verlassen sie gemeinsam den mystischen Ort. Ein letztes Mal dreht er sich um und versucht, sich den Anblick der Lichtung einzuprägen. Ob ihm seine Freunde oder seine Mutter wohl glauben würden, wenn er ihnen von der Olento niitty und seinen Bewohnern erzählt? Vom Wolfsköpfchen und dem Gehörnten?





KAPITEL 5

Endlich Zivilisation

Unterwegs checkt Sam sein Handy, doch missmutig muss er feststellen, dass der Akku längst leer ist. Nach drei Tagen, ohne aufgeladen zu werden, ist das kaum ein Wunder. Nur fühlt er sich jetzt wieder um einiges unwohler. Sams ständiges Auf und Ab der Gefühle lässt ihn sich wie in einer Achterbahn vorkommen.

»Wobei ich ja froh darüber bin, dass ich nicht als Appetithappen geendet bin. Hätte definitiv schlimmer kommen können«, murmelt Sam zu sich selbst und grinst selbstzufrieden. Immerhin hat er alles erreicht, wofür er aufgebrochen war. Obendrein hat er sogar neue Freundschaften geschlossen. Wenn das mal kein Erfolg auf ganzer Linie ist. Zudem reicht es aus, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Plötzlich erzittert der Boden. Ein unheimliches Grollen erfüllt die Luft, während die Erde unter Sams Füßen aufbricht. Er verliert den Halt und droht in einen tiefen Spalt zu stürzen, doch der Gehörnte fängt ihn mit seinem rattenartigen Schwanz auf und bringt ihn hinter sich in Sicherheit. In einer fließenden Bewegung macht sich der Dämon zum Angriff bereit. Um sie herum reißen Bäume mitsamt ihren Wurzeln aus der Erde und stürzen laut krachend zu Boden. Der Wind peitscht wie von Sinnen durch den Wald, wirbelt Blätter und Staub auf, und raubt Sam damit den Atem. Verzweifelt versucht er, sein Gesicht mit den Armen zu schützen.

Unmittelbar vor den beiden entsteht ein gigantischer Krater, der das Erdreich um sich herum zu verschlingen scheint. Die Erde bebt in immer leichter werdenden Nachwehen. Der Anblick des Kraters ist atemberaubend und bedrohlich zugleich, ein mächtiges Symbol der Zerstörungskraft, die von dem Monster ausgeht, der nach einem Moment der Stille daraus hervorbricht.

Sams Augen weiten sich vor Entsetzen, als sein Blick auf einen zehn Meter langen Tausendfüßer fällt. Geifer tropft in schier unendlichen Massen aus seinem Maul, seine Kieferzangen klackern rhythmisch aufeinander. Voller Angst starrt er in die roten Augen des Ungetüms.

Der Helveti tritt entschlossen einen Schritt nach vorn und gibt ein warnendes Knurren von sich. Ängstlich wankt Sam zurück, seine Knie zittern, und er stolpert über eine Wurzel. Ein Schrei entweicht ihm und er stürzt zu Boden.

Mit einem durchdringenden Kreischen stürmt im gleichen Moment das gigantische Insekt vorwärts und schleudert den Helveti mühelos zur Seite. Es bahnt sich unaufhaltsam seinen Weg zu Sam, der völlig erstarrt auf dem Boden sitzt. Noch bevor Sam die Möglichkeit hat, zu reagieren, schließt sich eines der langen Beine des Wesens fest um seinen Körper und reißt ihn in die Höhe.

Der Helveti stürzt sich von hinten auf den Tausendfüßer und schlägt seine Krallen in die empfindlichen Zwischenräume der Chitinplatten. Das gigantische Insekt schreit vor Verärgerung auf und schleudert Sam durch die Luft, während sich der eiserne Griff des Beins weiterhin erbarmungslos um seine Mitte schließt. Dabei wird Sam jeglicher Sauerstoff aus den Lungen gepresst und schwarze Punkte bilden sich in seinem Gesichtsfeld. Eine Welle der Panik durchströmt Sam, und in einem Akt der Verzweiflung schlägt er auf das Bein des Monsters ein.

Mit flinken Bewegungen weicht der Gehörnte einem weiteren Schlag des Insekts aus und umrundet es geschickt, um erneut zum Angriff anzusetzen. Er beißt kräftig in das Bein, welches Sam umklammert hält,

und nutzt gleichzeitig seine messerscharfen Vogelkrallen, um sich tief in den schützenden Panzer des Ungeziefers zu graben.

Die dadurch entstehenden blutenden Furchen erleichtern es ihm, das Bein des Tausendfüßers mit einem gewaltigen Ruck abzureißen. Die Umklammerung um Sam löst sich und er fällt mit einem gedämpften Aufprall zu Boden. Angst peitscht durch seine Adern und sein ganzer Körper zittert. Mit letzter Kraft kämpft sich Sam wieder auf die Beine. Doch im gleichen Atemzug vollführt das Insekt eine rasante Drehung, um mit einem vernichtenden Schlag gegen den Helvetti auszuholen. Dabei trifft es Sam und peitscht ihn mit einer gewaltigen Kraft aus dem Weg. Sam prallt mit voller Wucht gegen einen Baumstamm.

Ein ungeheurer Schmerz explodiert in seinem Rücken und sein Blickfeld verschwimmt. Zitternd versucht Sam sich aufzurichten, doch der Schmerz durchdringt jede Faser seines Körpers und raubt ihm schier den Verstand. Er sackt in sich zusammen, die schwarzen Punkte werden größer und sein Bewusstsein droht in der Dunkelheit zu verschwinden. Am Rande spürt er noch, wie ihn etwas an seiner Kleidung packt, dann wird er bewusstlos.

Der Gehörnte legt sich Sam quer über den Rücken und setzt zu einem schnellen Sprint an. Er versucht so viel Distanz zwischen sich und dem Tausendfüßer zu bringen, wie nur möglich.

Mit einer unglaublichen Wendigkeit bahnt er sich einen Weg durch den dichten Wald, geschickt den Bäumen ausweichend, als wäre er ein Schatten in der Nacht. Dabei ist seine oberste Priorität, dass Sam nicht von seinem Rücken abrutscht und erneut in Gefahr gerät.

Noch eine ganze Weile kann er hören, wie sich das Monster seinen Weg mit Gewalt durch den Wald bahnt und eine Schneise der Verwüstung hinter sich lässt. Sein Kreischen wird vom Wind in alle Richtungen getragen und wie ein Echo verstärkt. Doch nach einem letzten wütenden Schrei verklingen die Geräusche und es legt sich eine beruhigende

Stille über den Wald. Dennoch eilt der Gehörnte weiter und bleibt erst stehen, als er spürt, dass Sam sich langsam wieder regt.

Er lauscht in die Stille hinein und starrt durch die Bäume hindurch, doch nimmt er nichts wahr, was ihnen gefährlich werden könnte. Sie sind in Sicherheit. Vorsichtig lässt er den Jungen von seinem Rücken auf den Boden gleiten, von wo aus sich dieser desorientiert umsieht.

Erst nach einer Weile wagt es Sam, wacklig aufzustehen. Der Gehörnte stützt ihn dabei, seine Augen voller Sorge, und fragt mit sanfter Stimme: »Ist alles in Ordnung?«

Sam schüttelt den Kopf und bereut es im gleichen Moment. Lichter explodieren vor seinen Augen und der Schmerz scheint ihn übermannen zu wollen. Er gleitet zurück auf den Boden und nimmt sich Zeit. Der Helveti legt sich hinter ihn und Sam schmiegt sich erschöpft in das weiche Fell. So harren sie eine ganze Weile aus, bis Sam die Augen wieder öffnen kann, ohne bereits im Sitzen zu schwindeln. Erneut steht er auf und wird dabei gestützt.

Vorsichtig tastet er seinen Körper nach Verletzungen ab und lässt den Helveti das Hämatom an seinem Rücken begutachten.

»Sieht es so schlimm aus, wie es sich anfühlt?«

»Es blutet zumindest nicht. Doch die Quetschung sieht aus, als würde sie dir noch einige Tage Schmerzen bereiten.«

Seufzend richtet Sam seine Kleidung wieder. Dabei kommt ihm der Gedanke, dass er am Vortag genauso gut dem Tausendfüßler hätte begegnen können, anstatt den Helveti. Die bloße Vorstellung lässt ihn erschauern. Haltsuchend vergräbt Sam eine Hand in dem Fell seines Freundes und wagt schließlich einen ersten Schritt. Sam will so schnell wie möglich aus diesem Wald rauskommen. Doch ehe er weitergehen kann, hält der Helveti ihn auf und sagt: »Komm, kletter auf meinen Rücken. Ich trage dich den Weg zurück.«

Der Gehörnte kniet sich hin und Sam steigt vorsichtig auf. Langsam und behutsam bewegt sich der Helveti durch den Wald und umgeht

das Gebiet, in dem der Tausendfüßler gewütet hat. Sam steckt weiterhin der Schock in den Gliedern und er ist unendlich froh, dass er nicht allein unterwegs ist. Noch immer zittern seine Hände und schwarze Punkte tanzen vor seinen Augen. Der Schmerz in seinem Rücken lässt ihn bei jeder Bewegung zusammenzucken.

Obwohl ihn die Stille schier zu erdrücken scheint, verzichtet Sam darauf ein Gespräch anzufangen und konzentriert sich stattdessen auf die rhythmischen Bewegungen seines Freundes.



Nach Stunden, wie es Sam vorkommt, bleibt der Helvetti stehen und verkündet: »An diesem Ort habe ich dich gestern aufgelesen. Findest du von hier aus allein deinen Weg?«

Vorsichtig vom Rücken des Dämons rutschend, blinzelt Sam überrascht und sagt: »Warte, du lässt mich aber jetzt nicht einfach so stehen. Uns hat grad ein ... Nein, weißt du was, ich krieg' das hin.« Dann strafft Sam die Schultern und zuckt aufgrund des Schmerzes zusammen. Sich selbst gut zuredend flüstert er erneut: »Ich krieg' das hin!«

Der Gehörnte beobachtet ihn dabei und ist erstaunt darüber, wie rasch der Junge Mut fasst. Andererseits hatte er auch zu den Helvetti unheimlich schnell Vertrauen gefasst, und das, obwohl sie ihn beinahe zu Tode geängstigt hatten.

Einmal tief durchatmend, sieht Sam sich um. Dabei findet er den Pfad wieder, dem er ursprünglich gefolgt war. Ein wenig schade findet Sam es ja schon, dass er sich von dem anderen trennen muss, aber bei ihm zu bleiben, ist keine Option. Also nickt er und sagt: »Das schaffe ich. Nochmal vielen Dank für alles.«

Sam deutet eine Verbeugung an, und der Gehörnte macht es ihm gleich. Bevor sich die beiden trennen, erhebt der Helvetti erneut seine Stimme: »Das Geschenk ... Gib gut darauf acht und auf dich.«

Dann gehen sie in unterschiedliche Richtungen davon. Sam wagt es nicht zurückzublicken, er befürchtet, dass ihm sonst die Tränen kommen. Er mag keine Abschiede die so endgültig sind wie dieser. Deshalb geht er, starr geradeaus blickend, immer weiter.

Selbst ohne seine App findet Sam erstaunlich leicht zur Lichtung zurück. Als er aus dem Wald heraus kommt und auf die Wiese tritt, brennt bereits die Mittagssonne unnachgiebig auf ihn hinab. Sie treibt ihm den Schweiß ins Gesicht und er stellt sich schützend in den Schatten der Eiche. Die Ärmel seines Pullis hat er längst hochgekrempt, dennoch schwitzt er erbärmlich.

Sich umsehend, bemerkt Sam, dass von dem fremden Mann jede Spur fehlt. Die Wurzeln der großen Eiche wirken verwaist und nichts deutet darauf hin, dass hier bis vor kurzem noch jemand lag.

»Wo er wohl hin ist? Hoffentlich geht es ihm gut und seine Wunde kann vernünftig abheilen.«

Einzig und allein seine Schultasche liegt unberührt da. Vorsichtig lässt er die Früchte aus seiner Hose in die Tasche wandern. Dann sieht er sich erneut um. Es liegt eine seltsame Atmosphäre in der Luft. Wie ein Schleier, bedrückend und schwer. Der Wind schleicht sich schleppend durch die Bäume und schafft es kaum, die Pustebumen zu bewegen. Die schwüle Luft flirrt leicht vor Sams Augen.

Irgendwie stimmt ihn die verlassene Lichtung traurig. Deshalb, und weil er sich von sowas nicht entmutigen lassen möchte, fasst er den Entschluss weiterzuziehen. Er hängt sich seine Tasche um und ein fieser Schmerz zuckt durch seinen Körper. Sam hat für einen Moment seinen wunden Rücken vergessen. Deutlich vorsichtiger positioniert er die Tasche so um, dass sie nirgends auf die Hämatome drückt. Dann verlässt er die Lichtung. Wohin genau er geht, weiß er nicht. Hauptsache, er kommt endlich aus dem Wald raus.

»Schon wieder wandern ... Langsam sollte ich mir was Neues überlegen. Langweiliger geht's echt nicht mehr.«



Selbst als die Dunkelheit der Nacht den Wald wieder in Schatten hüllt, lässt sich Sam nicht dazu hinreißen, stehen zu bleiben. Auch wenn er die Warnung des Helvetti nicht vergessen hat, wäre seine einzige Alternative, im Schlaf von irgendeinem gigantischen Krabbelvieh überrascht zu werden. Deshalb hält er es für deutlich sicherer in Bewegung zu bleiben. Zudem hat sich die Luft mittlerweile abgekühlt und es fällt ihm deutlich leichter, vorwärtszukommen.

Sein Durchhalten wird belohnt, denn mit den ersten Sonnenstrahlen eines weiteren Tages endet der Wald abrupt. Ohne Übergang erstrecken sich vor Sam kilometerweite Felder. Bis zum Horizont reichen sie und wechseln sich nur hin und wieder in Farbe und Größe ab.

Ein himmlischer Geruch weht ihm in die Nase und er atmet tief durch. Der Raps um ihn herum wirkt wie aus Gold gemeißelt, so sehr leuchtet er in den ersten Sonnenstrahlen. Leicht geblendet davon wendet sich Sam von den Blüten ab. Dabei entdeckt er nicht weit entfernt einen schmalen Kiespfad, der zwischen den Feldern entlangführt.

Felder und Wege. Sam erlaubt sich, nach dem Hoffnungsschimmer zu greifen. Endlich hat er Hinweise auf Zivilisation gefunden. Weshalb er kurzerhand beschließt, dem Pfad zu folgen.

Mal sehen, wo mich der hinführt. Aber im Augenblick ist mir eigentlich alles recht, solange es nur nichts mehr mit Wäldern oder Lichtungen zu tun hat.



Nach einigen Stunden, in denen ihn der Kiesweg ohne jede Abzweigung in die immer gleiche Richtung führte, entdeckt Sam endlich ein paar Häuser in der Ferne.

»Zivilisation, ich fass' es nicht!«, ruft Sam laut aus. Schon sprintet

er los, um den restlichen Weg so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Je näher er dem Ort kommt, umso mehr Häuser erscheinen. Ein hüfthoher Zaun umgibt das Dorf, und der einzige Zugang, den Sam entdecken kann, wird durch ein hölzernes Tor markiert. Es ist schmucklos und zwei verrostete Metallketten hängen von dem oberen Balken herab.

Am Eingang zu dem kleinen urigen Dorf stehend, betrachtet Sam die Ortschaft mit aufgerissenen Augen und geht langsam hinein. Hinter dem Tor eröffnet sich ihm eine andere Welt und er wirft einen Blick in eine Zeit, lange vor der Industrialisierung. Staunend schlendert er durch die Gassen, an deren Seiten sich Holzhäuser mit Strohdächern aneinanderreihen. Die Türen der einfachen Hütten wurden mit Blumenkränzen geschmückt und auch an so manchem Fensterladen hängen Girlanden aus Gänseblümchen.

Sam sieht einem Mann für einen Moment fasziniert dabei zu, wie er eines der Dächer mit neuem Stroh auslegt. Dann wird er von der Neugier gepackt und macht sich auf den Weg zum Zentrum des Örtchens. Dort entdeckt Sam einen erstaunlich großen Marktplatz, um den herum sogar einige Häuser aus Stein stehen, die ebenfalls mit Blumen geschmückt wurden.

In der Mitte des Platzes, direkt neben ihm, befindet sich ein alter Brunnen. Um diesen herum wurden überall Verkaufsstände aufgebaut, an denen die Bewohner sowie Händler von außerhalb ihre Waren verkaufen. Diese sind bunt gemischt, und es gibt von Teppichen, bis zu kleinen Holzstatuen scheinbar alles, was das Herz begehren könnte. Dazwischen mischen sich allerhand Obst, Gemüse und Fleischwarenstände, von denen die unterschiedlichsten Gerüche kommen.

Auch über den Köpfen der Leute gibt es für Sam viel zu entdecken. Es wurden Leinen zwischen den obersten Fenstern der Steinhäuser gespannt. An manchen davon hängen Kleidungsstücke zum Trocknen aus, und an wieder anderen sind große beige Tücher angebracht, die den Leuten auf dem Platz Schatten spenden.

Die Menschen tragen einfarbige Tuniken und einfache Lederschuhe. Nur einige Händler sind darüber hinaus mit schweren Umhängen und Stoffkappen ausgestattet. Sie alle wuseln geschäftig um ihn herum, tätigen ihre Einkäufe und unterhalten sich angeregt.

Sie sehen dabei immer wieder zu Sam und tuscheln aufgeregt. Natürlich bemerkt er es, aber er schenkt ihnen nur wenig Beachtung. Es ist ein kleines Dorf, da fällt eben schnell auf, wenn jemand Fremdes auftaucht. Außerdem ist er zu sehr damit beschäftigt, sich über alles zu wundern, was er sieht. Das Dorf wirkt wie aus einem Mittelalterfilm kopiert. Nichts an diesem Ort trägt die Handschrift der Moderne.

Keine Massenproduktionen oder bunte, aufgetakelte Klamotten. Selbst die Atmosphäre erscheint ihm fremd und irgendwie falsch. Auch wenn es vermutlich das Naheliegendste wäre, bezweifelt Sam, dass er sich einfach nur auf einen Mittelaltermarkt oder ein Filmset verirrt hat. Selbst für eine aufwendige Larp-Party wirkt alles zu authentisch.

Sam schreckt zurück, als ihn ohne jede Vorwarnung ein alter Mann mit seinem Holzstock unsanft anstößt. Verwundert richtet er seinen Blick auf den Greis, der gut zwei Köpfe kleiner ist als er selbst, und sich schwer auf seinen Stock stützt. Vermutend, dass der Mann ihn nur aus Versehen getroffen hat, setzt Sam ein freundliches Lächeln auf und öffnet bereits den Mund, um sich höflich dafür zu entschuldigen, im Weg zu stehen. Doch ehe er auch nur ein Wort sagen kann, trifft ihn plötzlich ein faustgroßer Stein mit voller Wucht an der Schläfe.

Ein scharfer Schmerz durchzuckt seinen Kopf und lässt seine Sicht kurzzeitig verschwimmen. Sam stolpert unbeholfen nach hinten und landet unsanft auf dem Boden. Er fühlt sich wie in Watte gepackt, seine Sinne spielen völlig verrückt und ein Rauschen bemächtigt sich seiner Ohren. Jede Bewegung scheint vor seinen Augen wie in Zeitlupe abzulaufen. Verzerrte Figuren nähern sich ihm langsam und stellen sich um ihn herum auf. Sam kann hören, wie jemand spricht, doch nicht verstehen was.

Sein Herz schlägt so unregelmäßig, als ob es einen wilden Tanz in seiner Brust aufführt, während er kaum schnell genug atmen kann, wie seine Lungen nach Luft verlangen. Wieder spricht jemand, doch die Worte verschwimmen für Sam zu einem undurchdringlichen Lärm, den er nicht zu entziffern vermag.

Die Menschen, die um ihn herum stehen, erhalten nur sehr langsam ihre groben Konturen zurück. Pochende Kopfschmerzen drängen sich immer wieder in Sams Bewusstsein und verhindern, dass er versteht was hier vor sich geht. Vorsichtig tastet er seine Stirn ab und fühlt, wie sich Blut aus einer Wunde löst und über sein Gesicht rinnt.

Alles um ihn herum dreht sich im Kreis. Sams Blick wandert zu der Silhouette, die er für den alten Mann hält, und endlich scheint er sich wieder fokussieren zu können.

Erstaunlich klar nimmt er den durchdringenden Blick voller Verachtung wahr, und eine düstere Vorahnung lässt Sam schlucken. Ein Schauer läuft ihm über den Rücken, als sich eine eisige Kälte in seinem Körper ausbreitet. Sie paart sich mit seiner Angst und sorgt dafür, dass er in der schrecklichen Hitze erzittert.

Laut verkündet der Alte mit kraftvoller Stimme: »Seht her, ihr lieben Leut!« Er breitet feierlich die Arme aus. »So sehen jene Dämonen aus, die versuchen, uns mit ihrem menschlichen Äußeren zu täuschen. Doch sie sind dumm und naiv, wenn sie denken, wir würden auf solch einen stümperhaften Trick hereinfallen!«

Sein Blick wandert zu Sam. Dann hebt er seinen Stock und schlägt damit kräftig auf Sams Brust ein. Obwohl er den Schlag kommen sieht, reagiert sein Körper nicht darauf. Fest trifft ihn der Stock und presst ihm die Luft aus den Lungen. Ein zweites und auch ein drittes Mal.

Ehe Sam irgendetwas erwidern oder sich verteidigen kann, wird er von hinten gepackt. Zwei kräftige Männer umschlingen seine Arme und drücken schmerzhaft zu. Ein Dritter kommt von vorne. Sam sieht noch, wie dieser mit einem Holzsplitter ausholt, dann trifft ihn das Brett

auch schon am Kopf. Sterne explodieren in seinem Gesichtsfeld, ehe er von tiefer Dunkelheit umschlossen wird.



Schmerz ist das Erste, was Sam nach dem Aufwachen wahrnimmt. Sein lädiertes Rücken und die geprügelte Brust lassen ihn schwer ächzen. Dazu gesellt sich sein Kopf, der sich anfühlt, als würde eine Herde Elefanten darin fröhlich Tango tanzen. Seine Augen vorsichtig öffnend, erkennt er nichts außer Schwärze. Kein einziges Licht erhellt den Raum und Kälte kriecht Sam in die Knochen.

Immer noch wie durch Watte vernimmt er in der Dunkelheit ferne Geräusche. Angestrengt versucht Sam sich auf die Worte zu konzentrieren. In der Hoffnung, dass er so erfährt, warum er niedergeschlagen wurde. Oder zumindest, wo sie ihn hingebracht haben. Er schließt die Augen wieder und konzentriert sich voll und ganz auf seine Ohren.

»... will ich gar nicht wissen. Ich vertraue auf deine Diskretion, Krainer.« Die Stimme ist dunkel und samtig. Irgendwie angenehm, und doch löst sie ein seltsames Unbehagen in Sam aus. Jemand antwortet, krächzend und schleimig.

»Natürlich, Meister Blaid! Dafür werde ich höchstpersönlich sorgen. Der Duuliyé wird das Dorf nicht lebend verlassen.«

Was soll das sein? Ein Dully ... Klingt komisch.

»Nein, das wird er nicht. Schließlich bezahle ich dir seinen Kopf. Mehr noch, als du für einen gewöhnlichen Dämon kriegen würdest.« Kurz pausiert er. »Krainer, nur damit wir einander verstehen: Du verdankst das Überleben deines Dorfes allein mir.« Schritte erklingen. Sie hallen von den Steinwänden wider und erzeugen ein unheimliches Echo. »Dafür musst du aber auch etwas leisten.«

»Selbstverständlich könnt Ihr Euch auf mich verlassen! Ich werde alles Nötige tun, um weiterhin in Eurer Gunst zu stehen.«

»Ich weiß, dass du das wirst.«

Wieder hört Sam die Schritte, doch dieses Mal entfernen sie sich und werden leiser. Bis sie schließlich mit dem Geräusch einer ins Schloss fallenden Tür gänzlich verklingen. Der Mann, der zurückbleibt, seufzt auf. Die Worte, die er murmelt, kann Sam, egal wie sehr er sich auch anstrengt, nicht verstehen. Dann verlässt er den Raum und verschwindet ebenfalls.

Eine Weile liegt Sam stumm da und versucht, das Gehörte zu verarbeiten, doch die Kopfschmerzen machen ihm schwer sehr zu schaffen. Vorsichtig greift er sich an den schmerzenden Schädel und setzt sich auf. Er schließt seine Augen und atmet ruhig ein und aus. Immer wieder wiederholt er das, bis die Schmerzen an Intensität abnehmen.

Erneut öffnet er die Augen, sieht sich um und erkennt in der Dunkelheit zumindest seine nähere Umgebung. Um ihn herum erfasst er drei feste Steinwände und ein großes Gitter an der vierten Seite. Die Zelle selbst scheint vollkommen leer zu sein.

Auch die Ketten an seinen Füßen werden ihm langsam, aber sicher bewusst. Unangenehm schürfen sie bei jeder Bewegung an seiner Haut. Er zieht an ihnen und bringt sie dabei zum Klirren, doch lösen kann er sie nicht. Am Boden sind sie fest vertäut und die Fesseln selbst sind mit einem schweren Schloss versehen. Mit einem Schlüssel könnte er sie vermutlich lösen, nur leider haben die Männer scheinbar vergessen, ihm diesen dazulassen. Wozu die Ketten gut sind, versteht Sam allerdings nicht. Das Gitter ist mit ziemlicher Sicherheit verschlossen. Wo also sollte er hingehen?

Doch zumindest hat Sam nun keinen Zweifel mehr daran, dass es sich tatsächlich um eine Zelle handelt. Alles andere würde auch absolut nicht in seinen aktuellen Lifestyle passen. Ein Seufzen entkommt ihm und er lehnt den Kopf entkräftet an die Wand. Sein Chaosmagnet ist deutlich zu übermütig unterwegs.

»Was zur Hölle soll das alles? Langsam find' ich das Ganze echt

nicht mehr witzig. Erst lande ich in irgendeinem Wald. Dann treffe ich auf diesen merkwürdigen Typen und auf Frutarier-Dämonen. Sogar ein Tausendfüßler wollte mich fressen! Und jetzt werde ich von irgendwelchen seltsamen Leuten verprügelt und weggesperrt«, murrte Sam erschöpft vor sich hin. Alles, was er im Augenblick möchte, ist endlich aus diesem Albtraum aufzuwachen. Doch das scheint ihm noch immer nicht vergönnt zu sein.

»Wunderbar ... Es ist offiziell: Ich hasse mein Leben. Ich frage mich, ob ich für den ganzen Nahtod-Mist einen Preis gewinnen kann. Gibt's dafür bereits den Darwin-Award?«

»Hört sich ja nach 'nem richtigen Abenteuer an!«

Lachend schallt eine fremde Stimme durch die Dunkelheit und löst dabei ein Echo aus. Aufmerksam setzt sich Sam gerade hin und starrt durch die Gitterstäbe. Er versucht, etwas zu erkennen, doch egal wie sehr er sich auch anstrengt, er sieht niemanden. Stattdessen quälen ihn nun wieder die Kopfschmerzen.

»Brauchst mich nicht zu suchen, entdeckst mich eh nich'.«

Wenigstens der Fremde scheint seinen Spaß zu haben. Leise grummelt Sam. Scheinbar finden ihn hier alle wahnsinnig witzig, fragt sich nur, weshalb man ihm dann ständig ans Leder will.

»Du sitzt in der Zelle neben mir, oder?«, rät er und registriert, wie sich der andere an seinem irren Kichern verschluckt.

»Hast mich erwischt. Bringt dir nur nichts. Wirst eh bald geköpft.«

»Was?!«

Geschockt springt Sam auf und bereut es sogleich wieder. Alles um ihn herum fängt an, sich zu drehen, und die Kette reißt durch die Bewegung die Haut an seinen Knöcheln auf. Mit einem Stöhnen rutscht er vorsichtig an der Wand herunter. Langsam beruhigt sich sein Kreislauf wieder und das Gefühl, sich übergeben zu müssen, verschwindet.

»Warum? Ich habe doch niemandem was getan«, wisperte Sam.

»Scheinbar bist du was noch Besseres als ein Dämon. Zumindest

hast du dem alten Krainer 'nen ganzen Batzen Gold eingebracht. Oder wird dein fehlender Kopf ihm einbringen.«

Wieder lacht der andere Gefangene.

»Aber nichts davon ergibt irgendeinen Sinn, ich ...«

Doch Sam schafft es nicht, seinen Satz zu beenden. Laut polternd wird eine Tür aufgeschlagen. Licht durchflutet den Kerker und er schließt gepeinigt seine Augen. Er erkennt an den Geräuschen, dass wohl gleich mehrere Personen auf einmal hereinstürzen. Schlüssel klimpern unweit seiner Zelle. Ein Quietschen verrät, dass sich eine weitere Tür öffnet; das plötzliche Zerren an seinen Armen auch welche.

Jemand zerrt an der Kette und schließt die Fußschellen auf. Sam versucht sich ein schmerzhaftes Stöhnen zu verkneifen. Kalte Luft leckt an den frischen Wunden und schickt eine weitere Schmerzwelle durch seinen Körper. Gewaltsam wird er von den Männern aus der Zelle gezerrt. Wie ein Wahnsinniger fängt Sam an, sich zu wehren, was nur dazu führt, dass die Typen noch fester zupacken.

»Ich bin kein Dämon! Lasst mich los, ich hab' nichts getan!«

Er schreit und windet sich, doch niemand schenkt ihm dabei Beachtung. Kompromisslos schleifen sie ihn aus dem Verlies raus und zurück in Richtung Dorfplatz.

»Lebwohl, Kleiner, viel Glück und so. Lass dich nicht umbringen!«, hört er seinen Kerker-Kumpanen noch witzeln. Wieder lacht er, dann knallt die Kerkertür hinter ihnen zu, und die Geräusche verstummen.

Als ihn die muskelbepackten Männer nach draußen ziehen, erkennt Sam den großen Platz, auf dem er niedergeschlagen wurde, wieder. Er bemerkt sofort, dass die Atmosphäre gekippt ist. Die Stände sind vollständig leergeräumt und die Wäsche abgehängt worden. In der Mitte, neben dem Brunnen, wurde ein großes hölzernes Podest aufgebaut, auf dem ein Mann in langer, schwarzer Kutte steht. In seinen Händen hält er ein gigantisches Schlachterbeil, dessen scharfe Klinge selbst Luft mühelos zerschneiden könnte.

Als würde sich auch das Wetter dem Szenario anpassen wollen, ziehen dicke graue Wolken vor die Sonne. Das gedämpfte Licht lässt das Dorf unheimlich und düster wirken. Nachdem Sam den friedlichen Ort zuvor erlebt hat, kommt es ihm so vor, als hätte nun jemand einen Horrorfilter darüber gelegt. Alles, was jetzt noch fehlt, ist eine Leiche und literweise Blut. Dummerweise wurde er scheinbar für diese Rolle ausgewählt.

Sam hört auf, sich zu wehren, und schluckt gegen den Kloß in seinem Hals an. Seine Augen sind vor Angst weit aufgerissen. Ungläubig starrt er den Henker an und versucht, immer noch zu begreifen, wie er in eine solche Situation geraten konnte.

Das ist nicht wahr. Das darf nicht wahr sein! Ich hab' doch nichts Falsches gemacht. Was soll das alles?! Lass mich endlich aus diesem Albtraum aufwachen!

Doch er erwacht nicht.

Auf dem provisorischen Schafott angekommen, drücken sie Sam an den Schultern unerbittlich runter auf die Knie. Zwei Männer halten ihn, je einer links und rechts, an den Oberarmen fest. Gefangen in diesem eisernen Griff gibt es für Sam keinerlei Entrinnen mehr.

Kurz schließt er seine Augen und versucht, sich selbst zu beruhigen, was im Angesicht seines nahen Todes nicht allzu leicht ist und die Angst nur weiter schürt. Sie entfacht eine lodernde Flamme der Verzweiflung in seinem Inneren und eine erste Träne löst sich aus seinem Augenwinkel. Seine Augen öffnend, besieht er die Leute, die um das Schafott versammelt stehen und ihn freudig erregt begaffen.

Man betrachtet ihn mit Blicken, die er bisher nur aus Fußballstadien oder von Konzerten kennt. Die Leute warten begierig auf das, was folgen sollte. Für sie ist es Unterhaltung pur, dabei zuzusehen, wie er geköpft wird.

Da wird es ihm klar. Das, wovor er sich die ganze Zeit hat unbewusst schützen wollen; die Angst davor, es auszusprechen und es damit

aus Versehen real zu machen. Die seltsamen Gestalten, die sich als Dämonen bezeichnen, das mittelalterliche Dorf und die Menschen darin. Der Traum, aus dem er deshalb nicht aufwachen kann, weil es nie einer war.

»Das ist ... gar nicht meine Welt ...«, haucht er verzweifelt. Sein rechtes Augenlid zuckt und Tränen bahnen sich ihre Wege über seine Wange. Die Ausweglosigkeit seiner Situation lässt Sam erzittern, da ihm nichts anderes übrig bleibt, als auf das Urteil der Dörfler zu warten. Denn was kann er schon gegen die Männer ausrichten, die ihn fest an Ort und Stelle halten?

Selbst für den Fall, dass er sich befreien könnte, wie weit würde er kommen, wenn ihm ein ganzes Dorf nach dem Leben trachtet?

Wieder mal verflucht Sam sein zweifelhaftes Glück. Zu gerne hätte er diese Welt erkundet und ihre Geheimnisse aufgedeckt. Doch in seiner Gleichung hatte bisher ein wichtiger Teil gefehlt. Er ist nur ein Junge, einer ohne große Besonderheiten. Er sticht durch nichts hervor, ist in nichts besonders gut und sieht auch eher durchschnittlich aus.

Dennoch hatte er irgendwie gehofft ...

Sein Blick verschwimmt und sein Geist driftet für ein paar Sekunden ab. Er denkt an seine Mutter, und dass er sie zuletzt als 'Hulk' bezeichnet hat. Wie gern würde er zurück zu diesem Moment und sich dafür entschuldigen.

Ständig war er so garstig zu ihr, hat Alkohol und oft genug auch Geld von ihr geklaut. Nur damit er in der Schule nicht zum Ziel von Schikanen wird. Er hatte sich dafür entschieden, lieber zum Mitläufer zu werden, als das Mobbingopfer. Und doch verurteilt er sich selbst jeden Tag aufs neue, für seine Feigheit. Wie gerne würde er Martin die Schuld dafür geben. Aber Sam ist sich bewusst, dass es seine eigene Entscheidung war, sich ihm unterzuordnen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass er es aus Angst getan hatte.

**Wie es aussieht bist du am Ende von Kapitel 5
und damit auch der Leseprobe angekommen.**

Ich hoffe ich habe dich mit den ersten paar Seiten
begeistern können und dich neugierig darauf
gemacht, wie Sams Reise weitergeht.

**Weiterlesen kannst du schon ab dem
18.12.2023.**

Not the Hero erhältst du bei mir im Onlineshop als
Taschenbuch und als **Teil einer coolen Buchbox**
unter:



www.hangaia.de/not-the-hero-shop

oder als **E-Book** auf **Amazon**:



<https://amzn.to/49ASGmj>